

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 31.

1880.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Ein verlornener Mann.

Von Hermann Sirschfeld.

(Fortsetzung.)

Melanie war noch nicht heimgekehrt, erst am Frühstückstisch trafen wir zusammen. Sie schien mir etwas bleich und klagte über Kopfschmerz. — Ich sprach die Hoffnung baldiger Besserung aus, indem ich beabsichtige, mit ihr am Abend nach Rothenstein zu fahren, um einer Opernvorstellung beizuwohnen, die eine durchreisende Gesellschaft von Bedeutung dort veranstaltet. Sie gab mir Hoffnung, aber, sonst eine leidenschaftliche Freundin der Musik, vermied sie eine bestimmte Zusage. Ich ging bald in meine Zimmer zurück, ich fürchtete, mich zu verrathen. —

Was beginnen? Melanie inquiriren, ihr eine moralische Vorlesung über eheliche Pflichten halten, eine Szene herbeiführen, die sie mir rauben könnte? Niemals; schuldig oder nicht, ich kann sie nicht mißsen, selbst der furchtbare Verrath, der schändliche, der je erfonnen, küßt nicht meiner Liebe Bluth. Und dann die Welt, ihr den Triumph gönnen mit ihrem: „Wir haben's gewußt,“ — nein, ich lasse sie nicht von mir, obgleich ich mich selber verachte ob meiner elenden Schwäche.

Verachten? Nein, — umher schweift mein irrer Blick, er fällt auf meine Handbibliothek, in Reih' und Glied auf dem Gestell mir gegenüber geordnet, durch der Wolken bleierne Grau dringt eben ein fahler Sonnenstrahl, er fällt auf den Titel, den eines Buches Rücken trägt: „Der Arzt seiner Ehre.“

Der Arzt seiner Ehre! — Kaspar Ehrenfried Walbenau, du zählst bald sechzig, kein Matel, keine strafbare That besleckt deinen Namen. —

Mein Name, — auch sie trägt ihn, er ist besleckt; — der Arzt seiner Ehre. —

Warum kann ich diesen Titel nicht aus dem Gedächtniß bringen, warum reißt sich ihm jenes unseligen Briefes Schlußwort an: „Jedes Bedenken ist überwunden?“ —

Und so kalt, so geschäftsmäßig, — das ist es eben, was mir jeden Zweifel nimmt, daß eine elende Mystifikation vorliegt. In diesem Fall hätte glühende Leidenschaft die Feder geführt. Aber er, dessen Namen ich nicht aussprechen will, kennt ihren Charakter, und sie hat Kopfschmerz, — sie weicht meiner Einladung aus, — sie wird nicht nach Rothenstein in die Oper fahren. — Der Arzt seiner Ehre! Jedes Bedenken ist überwunden! —

So recht, so gut, — eine würdige Vorbereitung zu dem Drama, das in dieser Nacht sich abspielen soll. Nun bin ich in der Stimmung, die mir fehlte, die ich zwingen und die nicht kommen wollte. Nun herbei, ihr höllischen Dämonen, umjauchzt mich triumphirend, alles verläßt mich, woran ich glaubte, —

Undank, Verrath überall; in eure Arme werfe ich mich, — führt mich zum Ende! —

Mein alter Jakob verläßt morgen mein Haus, — es ist mir recht so, — seit einiger Zeit erscheint mir sein Antlitz wie ein lebendiger Borwurf. — Habe ich ihn gehen heißen, forderte er seinen Abschied in einer Weise, die meine Würde —

Meine Würde? — —

Er berichtete von neuen Mißthaten, die man der Rückkehr des schwarzen Wolf zuschreibt; sie waren kaum von Bedeutung, aber erschreckten die friedgewohnte Gegend. Jakob machte sich zum Echo der öffentlichen Meinung. Man tadelte mich, daß ich dem Bagabunden Asyl gewährt, man glaubt ein Recht zu haben, mich für seine Streiche verantwortlich zu machen. — Sei es, ich wehre ihnen nicht, wer weiß, wie ihm die Menschen mitgespielt. Soll ich ihn hindern, Abrechnung zu halten, ich, der ich selber —

Meine Weigerung, den Wolf aus meiner Herrschaft zu weisen, regte Jakob auf, er erlaubte sich, in einem Tone zu reden, der die stets nur dünne Schranke zwischen Herrn und Diener vollends durchbrach; — er berührte meine Ehe, meine Verwandlung, seit mich mein Anstern nach Wolfshagen geführt. Thränen standen in seinen Augen, — sie empörten mich. Morgen geht er — morgen; — ich möchte am liebsten, Bernhardts ginge auch; — von meinem Sohne höre ich nichts, — desto besser. Gut und Fabrik verkaufe ich, Wolfshagen auch, und gehe mit Melanie nach Paris, — das soll ein lustiges Dasein werden, eine lustige Ehe, die im Paradies begann und in der Hölle endet. —

Näher und näher rückt die Stunde. Zum Handeln bin ich fest entschlossen, nur über das Wie noch nicht einig.

Melanie hat entschieden den Besuch der Oper abgelehnt, ihr Unwohlsein hat sich nicht vermindert, sie will auf ihrem Zimmer bleiben, ganz ruhig, für keinen sichtbar; bis morgen hofft sie besser zu sein. Bis morgen! — Wie mich ihre Milde, ihre Liebenswürdigkeit täuschen könnte, wüßte ich nicht, daß ich nichts als das lächerliche Opfer elender Komödie bin. Und doch, weh' des Alters Schwäche, — doch ist mir's, als müßte ich unter Thränen sie an meine Brust ziehen und ihr zuschreien meinen Jammer. — Nein, ich war nicht so feige. Wir trennten uns, sie bot mir die Hand, so lieblich, so warm, — sie bat mich, ohne sie nach Rothenstein zu fahren; — ich weigerte mich, unter dem Vorwand, Geschäfte von Wichtigkeit in meinem Zimmer zu erledigen, und selber etwas erschöpft, früh die Ruhe zu suchen. „Gute Nacht denn, mein Freund,“ sprach sie und ging. —

„Melanie!“ wollte ich ihr nachschreien, aber ich that's nicht, und auflachend sagte ich: „Gute Nacht, dein Freund!“ —

Nein, ich bin nicht alt; prüfet euer Blut, ihr Jünglinge der Gegenwart, ob es heißer wallt, als das meine, nur der Bedächtigkeit Vorzug verleiht mir der Jahre Reife. Nicht lebend soll der Frebler an meines Hauses Ehre den Ort verlassen, wo er die Frucht verbotener Freuden zu ernten gedachte, — ich aber will sie pflücken; — habe ich meine Seele verkauft, will ich den Preis nicht verlieren, — keiner als Melanie soll wissen, was geschehen, auf ihr Haupt wälze ich die Schuld, und Blut soll das Band sein, mit dem ich sie an mich ketten will, wie an ihren Dämon die verdammte Seele.

Alles ist bereit. Ich habe mich eingeschlossen, mein Revolver ist geladen. — Am Ausgang der Tannenallee, die er passieren will, befindet sich eine Baumgruppe, hinter ihr berge ich mich trefflich. — Ich hoffe ungeschen das Haus zu verlassen, ungeschen es wieder zu betreten. Das Wetter ist günstig. Kein Stern am Himmel, ein kalter, herbstlicher Wind pfeift durch das Laub, — wer dünkte daran, den Garten zu betreten, wer, den nicht die Liebe führt oder die Rache? —

Noch eine Stunde Zeit, — ich muß mich zerstreuen, ich suche Briefe hervor aus alten Zeiten — Erinnerungen.

Ein Miniaturporträt meiner ersten Gattin fällt mir in die Hand. Wie bittend schaut das liebe Antlitz mir entgegen! Du Gute, Edle, wärest du mit mir alt geworden, — Frieden athmet deine Nähe, mir ist, als weisest du bei mir im Geist; — ich will keinen Frieden, — die Hand, die deine milden Züge hält, ist besetzt durch unheilige Gedanken, — dein Gedächtniß wird entwürdigt, — hinweg mit dir, bleibe in deines Paradieses Reinheit, finsternen Mächten gehöre ich. — Die Bücher meines Hauses, ehrenvoller Vergangenheit Zeugen, Annalen meines Strebens, meiner Kraft, — das Konto, das ich heute anlege, wird in euch nicht verzeichnet; in ein größeres Schuldbuch schreibt es in blutigen Lettern die allwache Nemesis, in das Schuldbuch der Ewigkeit, es wird den Gläubiger zu mahnen wissen zu rechter Zeit. — Diplome dieses Kästchens Inhalt — Ehrenbeweise aller möglichen Vereine, — ja, das Geld, das Geld, — — nein, allmächtig ist es nicht; ein Weib kann's kaufen, nicht aber ihre Treue. Weg mit euch, ihr Pergamente, — nie gab ich auf Menschenlob, auf Menschenehren; — genügte ich mir selber, war es mir genug; nicht meinethwillen, nein, zur Ehre meines Hauses, nahm ich den Titel von meinem Landesherrn, — ich glaube, ihn dem Staate bezahlt zu haben. Das königliche Schreiben fällt in meine Hand: „Dem Manne der ehrenhaften Gesinnung, dem Manne der That!“ Gut so, mein Fürst, dein Königswort sanktionirt diese Stunde, wie eines andern Königs, eines Königs des Geistes, sie geweiht. Sei gegnet Calderon für den „Arzt seiner Ehre!“

Stürmisch rollt mein Blut, — die That begehe ich mit voller Ueberlegung, so ruhig, so bewußt, wie sie es waren, die jenes Festabends elende Komödie ausgesonnen. Man wird zischeln, munkeln, — wer wird es wagen, den Stein zu heben wider mich? Ich möchte wissen, ob der Pitawall sich des Falls bemächtigt? —

Der Wind nimmt zu, — willkommener Gehülfe, er wird den Knall des Schusses dämpfen. Bald ist es Zeit, bald; — ich blicke in den Spiegel, — nein, ich bin nicht bleich, — der Arzt seiner Ehre, — aber Kaspar Ehrenfried Waldenau ist doch ein gar profaischer Name, — Kaspar Ehrenfried, — Kommerzrath Kaspar Ehrenfried, — was treibst du für närrisches Zeug, — was soll der Mantel auf dem Sessel, was der Revolver darunter? Ein Traum quält dich, nichts weiter, und bald ist's Morgen, und die Fabrikglocke läutet, und dein alter Jakob kommt mit der Zeitung und dem Kaffee, auch Briefe bringt er, aber die darfst du nicht eher lesen, bis du den Morgentrunck geschluckt, — sie könnten etwas Unangenehmes enthalten und deine Kaffeestimmung verderben, die rosigte des Tages. — Ja, ich träume, träume schwer, ich trinke Burgunder gern, aber er bekommt mir schlecht und — wer sagte es doch — des Rausches Traum ist kurz und das Erwachen Elend und Reue. —

Wer es sagte? Sein Vater! Frankenthal!

Ich träume nicht, — meine Sehnen spannen sich zur That. Der Arzt seiner Ehre! 'S ist Zeit. Nein, Vater, ich kann dir nicht helfen, — nicht dein mildes Antlitz will ich klagend sehen mit meiner Seele Augen. Du verlierst nur einen Sohn, ich eine Seligkeit.

* * *

„Mord!“ — Es war ein Aufschrei, — dann brach sie zusammen, die in den Mantel gehüllte Gestalt; regungslos lag sie am Boden, der Wind heulte das Todtenlied. Ich habe sicher gezielt, die Kugel muß durch die Brust gedrungen sein.

„Mord!“ — Warum war das sein letztes Wort, — warum nicht „Melanie!“? —

Keiner sah mich gehen, keiner wiederkehren. Wie ein Dieb im eignen Eigenthum schlich ich durch Korridore und Seitenpförtchen, — ich blicke zu ihren Fenstern empor, ihr Schlafzimmer war matt erhell't. Lösche dein Licht, Hero, dein Leander kommt nicht! —

Mord! — Es ist ein häßliches Wort, — ich wollte, er hätte es nicht gerufen.

Wie ruhig, wie traulich ist es um mich her. Ich sitze auf weichem Teppich im Fauteuil am Schreibtisch, die Silberlampe wirft ihren milden Schein auf diese Blätter. Wie behaglich wäre es hier, läge nicht draußen einer mit der Kugel in der Brust; sein Blut sickert auf den feuchten Boden, — sein Blut —

Still, Geräusch, — wenn man den Knall gehört, ihn gefunden hätte; — mag man. Jede Spur ist entfernt, ich bin ruhig, nur etwas bleich, — ich habe scharf gearbeitet diesen Abend.

Nein, noch ist alles still, der Wind ist's, der an die Laden pocht; ein unheimlicher Geselle, — grade, als ob einer ächzte und stöhnte. Wenn er nicht todt wäre, wenn er sich wände und krümmte in unsäglichem Schmerz!? — Allmächtiger Gott, was habe ich gethan?

Feigling, hast du nicht den Muth deiner That? Den Himmel hast du verloren und die Hölle eröffnet vor dir!

Jetzt, — es ist keine Täuschung, — Stimmen werden laut. Ich luge in den Hof, — sie reden durcheinander; Lichter tauchen auf. Still, — was sagen sie? — Mord! — O, schon wieder, — ich kann's nicht hören. Die Stiegen kommt's empor, — den Korridor entlang, leise, ängstlich, wie des Unglücks Kunde; — es pocht. — Her mit dir, Calderon — „der Arzt seiner Ehre“.

In der Kajüte der „Medusa“, September 187*.

Strecke aus die Krallen nach deinem Schuldner, rächende Vergeltung, triumphire du, der ich geglaubt zu trocken, allwige Natur mit deinen Rechten, wie über ein Atom, über Staub schreitet in unverrückbarem Kreislauf dein Fuß hinweg über den Menschenwurm, der ihn zu verrücken sich erkühnte. Verloren habe ich das furchtbare Spiel, — noch keinem blieb Kaspar Ehrenfried schuldig, — nur wenig Stunden noch, und der Einsatz ist bezahlt.

An das Fenster meiner Kajüte pochen mit leisem Finger, wie mahnend, des blauen Mittelmeeres Wogen. Geduld, Geduld, — ich komme; gönnt Zeit mir nur, die Blätter zu vollenden, die des Schlusses harren; ich bin Kaufmann, — abschließen laßt mich mein Konto, wie es Ordnung und Sitte; es soll nicht lange währen, — ehe die nächste Wache wechselt, muß alles vorüber sein, alles hinter mir. Das Siegel, das ich auf diese Blätter drücke, setze ich zugleich auf mein Dasein. Zu Ende, zu Ende. —

Ich öffnete die Thür meines Zimmer, halb erschreckt, halb unwillig, der nächtlichen Störung halber. Einer der jüngeren Diener stand auf der Schwelle, — während er zu mir sprach, kamen andere nach, — der Lärm im Hofe ward größer.

„Herr Kommerzrath,“ — der Burtsche war leichenblaß und stammelte vor Erregung, — „ein furchtbares Unglück ist geschehen! Haben der Herr Kommerzrath vorhin einen Schuß gehört?“

„Keinen Laut.“ Die Spannung zu heucheln, gelang mir trefflich. „Was war's?“

„Uns kam es im Hause vor wie ein Knall, — aber wir forschten nicht weiter, denn er wiederholte sich nicht, und bei dem Wetter mochte keiner das Haus verlassen. Die meisten der Leute waren im Begriff, zu Bette zu gehen. Aber es war keine Einbildung, es ist ein Schuß gefallen, in unserem Garten sogar, und — erschrecken der Herr Kommerzrath nicht, — es ist jemand getroffen — tödtlich, der Herr Frankenthal aus Rothenstein liegt als Leiche mit einer Kugelwunde in der Tannenallee.“

„Frankenthal? Das ist entsetzlich!“ rief ich. „Aber um Gotteswillen, was hat der Mann denn zu so später Stunde in meinem Garten zu thun? Wer fand ihn dort?“

„Jakob, Herr Kommerzrath; er klagte über Kopfschmerz und wollte trotz des Unwetters ins Freie. Er kam mit der furchtbaren Nachricht heim, — er ist bereits wieder zurück an den Ort des Schreckens mit einigen Knechten, den armen Mann herzubringen.“

Ich athmete auf. Als Gutsherr hatte ich die Pflichten der Justiz auf meinem Besitz zu vollziehen. Ich hätte mich sofort an Ort und Stelle begeben müssen, Protokoll über die blutige That aufzunehmen. Jakobs Boreiligkeit erleichterte mir die Aufgabe; bis ich dort sein konnte, war die Leiche entfernt.

„Ich komme sogleich,“ sagte ich hastig; „geh jetzt, Anton, — ein Bote soll sofort zum Polizeipräsidenten nach Rothenstein sprengen, ein anderer zum Arzt, — geschwind, geschwind. Und noch eins: daß der gnädigen Frau der Unglücksfall solange als möglich verborgen bleibe, — ich selbst —“

„Da ist die gnädige Frau,“ sagte der Diener, mit den übrigen Zuhörern ehrfurchtsvoll zurücktretend.

Sie war's, um derentwillen Blutschuld meine Seele belastete, sie, die mich verrathen und zum Gegenstand einer verächtlichen Komödie gemacht. Siedendheiß rann es, ein Feuerstrom, durch meine Adern, eine Lust, eine Wallung der Hölle tobte in mir; nie war sie mir so schön erschienen, nie so begehrenswerth, als in diesem furchtbaren Augenblick. —

Ein weißes Negligée, in sichtlicher Eile übergeworfen, darüber ein kurzer, pelzgefütterter weißer Kragen, das reiche Haar von einem schwarzen Spitzentuch bedeckt, bleich und furchtbar erregt, — ich sehe sie noch, noch jetzt, wo mein ganzes Denken, mein ganzes Hoffen der Erde entrückt sein sollte, — wie ich mich sehne nach den kühlenden Wogen, zu bergen Gluth und Reue und Erinnerung.

Sie warf sich, ungeachtet der Gegenwart der Domestiken, ganz ihrer sonstigen ruhigen Weise entgegen, an meine Brust, als suche sie in höchstem Schrecken eine Stütze.

„Waldenau, was ist geschehen, in unserm Hause geschehen?“

So angstvoll, im Ausdruck des innigsten Mitgeföhls Melanies Stimme klang, ich hatte sie anders erwartet. — War das die Bewegung eines Weibes, das des Freundes zu nächstlicher Stunde

harpte und seines Mordes Kunde vernimmt? — Weib, Weib, ist denn nichts an dir wahr, als deine Larve, hast du denn auch für ihn kein Herz gehabt, war er dir nichts, als eben nur einer Laune Spielwerk? Kein Leander war er, das weiß ich, aber du bist keine Hero.

„Erhole dich, Melanie, Liebe,“ sagte ich, ihre zitternde Hand erfassend und sie in mein Zimmer führend. „Weib hier, bis ich wiederkehre, die Pflicht ruft mich an den Ort der That. — Zhr,“ wandte ich mich an die Leute des Hauses, „sehet zu, ob ihr bei dem Transport, bei dem Empfang des Verunglückten Beistand leisten könnt, — gleich bin ich draußen.“

Mit diesen Worten trat ich mit meiner Gattin ein, — hinter mir schloß ich die Thür. Glühend, leidenschaftlich zog ich Melanie an meine Brust:

„Mein, ganz mein, ich habe dich der Hölle abgekauft, — durch dich ward ich zum Verdammten, — ich will meinen Lohn.“

Los rang sich Melanie, mit Augen des Entsetzens starrte sie mich an. „Waldenau, bist du wahnsinnig geworden, — hat dich der Schrecken verwirrt? In dieser furchtbaren Stunde denkst du an anderes, als deine Pflichten zu erfüllen, die dir als Gutsherr obliegen, deine ganze Theilnahme als Mensch jenem Unglückseligen zuzuwenden, dessen Blut nach Rache schreit.“

„Meine Theilnahme?“ Wild lachte ich auf. „Meine Theilnahme, damit die Komödie vollkommen sei? Ja, Melanie, wir wollen sie spielen, die Fortsetzung des lustigen Stücks, das seinen ersten Akt begann im Kasinoaal zu Rothenstein und endete im Garten auf Hained. Ich will mit einem Trauerslor den Schänder meiner Ehre zu Grabe geleiten, und meine tugendsame Gattin, die ihm die Myrthe nicht mehr opfern kann, soll dem todtten Freund Cypressen streuen. O, es soll lustig werden, wenn wir unter heuchlerischen Thränen uns heimlich ins Antlitz lachen.“

(Schluß folgt.)

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolph von B.....

(Fortsetzung.)

Ein leichtes Roth flog über Wanda's Wangen. Diesen Besuch hatte sie am wenigsten erwartet.

Hildegard Schneemann war in überschwänglicher Freude auf die Frau Doktor zugestürzt und begrüßte sie stürmisch. Die Dame streichelte zärtlich die Pausbäden des jungen Mädchens und stellte ihr den Herrn, welchen sie mitgebracht hatte, vor:

„Herr Redakteur Lauter,“ sagte sie, mit besonders nachdrücklicher Betonung des Redakteur. „Fräulein Hildegard Schneemann — das Töchterchen unsers besten Freundes, des Herrn königlich preußischen Baumeister und Oberbaurath Schneemann.“

Die junge Dame machte eine jener knixenden Verneigungen, wie sie in den Tanzstunden der „guten“ Gesellschaft den Mädchen sorgfältigst eingepaukt werden; nur brauchte sie nicht den dritten Theil der vorschriftsmäßigen Zeit dazu. Dabei ließ sie einen raschen prüfenden Blick über den gleichfalls ziemlich ceremoniell sich verbeugenden jungen Herrn streifen. Was sie sah, mußte ihren Beifall haben, denn ein schmachthendes Lächeln legte sich um ihre rothen Lippen.

Wanda hatte in ihrer ersten Ueberraschung wieder dasselbe Vergehen gegen den guten Ton begangen, dessen sie sich Fritz Lauter gegenüber schon so oft schuldig gemacht hatte. „Fritz,“ hatte sie gerufen — nicht laut genug, um Hildegard aufmerksam zu machen, die, seit sie die Portièren rauschen gehört, nur Aug' und Ohr für die Kommenden gehabt hatte, aber auch nicht so leise, daß das Wort nicht an das für alle Anstandsvergehen merkwürdig scharfe Ohr der Frau Doktor und auch an das ausnahmslos für alles Hörbare gleich sehr empfängliche Ohr Fritz Lauters gedrungen wäre. Beide antworteten mit einem Blick; aber während der aus den Augen der alten Dame sich vorwurfsvoll und verweisend auf den reizenden Bögling richtete, schien der andre freudig, wenn nicht gar begeistert danken zu wollen.

„Der Herr Redakteur Lauter kommt, um sich zu verabschieden, liebes Kind, er macht eine Reise, eine längere Reise, nicht wahr?“

„Wie lange ich abwesend sein werde, kann ich noch nicht absehen,“ erwiderte Lauter. „Ein paar Wochen können's aber werden. Ich gehe nämlich als Berichterstatter unserer Zeitung

ins Gebirge, ebendahin, wo wir uns Weihnachten getroffen haben, Fräulein Wan—, Fräulein Alster,“ verbesserte er sich rasch, als er die kleinen Augen der Frau Doktor würdevollen Ernstes möglichst weit aufgerissen auf sich gerichtet sah.

„Worüber sollen Sie denn da Bericht erstatten?“ fragte Wanda.

„Ueber die Aufnahme und die Ausdehnung der riesigen Bahnarbeiten, welche jetzt da oben an allen Ecken und Enden beginnen werden, und über die Stimmung der Bevölkerung, welche sehr aufgebracht darüber ist, daß die Arbeiten, dem ausdrücklichen Versprechen zum Troß, das man den Leuten gegeben hat, fremden Arbeitern übertragen worden sind.“

„Also ist es wahr, und es ist schon ganz fest abgemacht, daß die Leute im Gebirge die Arbeit nicht bekommen?“

„Nun, vorläufig sind im ganzen gegen zweitausend Italiener und ungefähr dreitausend sogenannte Wasserpollaken auf ein halbes Jahr engagirt, von den letzteren hat heute schon der erste Trupp, ein paar hundert Mann stark, P. passirt, um morgen früh an der Arbeitsstelle anzutreten, da der ausnahmsweise günstige Frühling dem sofortigen Beginn der Arbeiten alle Hindernisse aus dem Wege geräumt hat. Wenn die Leute im Gebirge für denselben Lohn arbeiten wollen, wie die Fremden, so können neben den bis jetzt engagirten noch einige tausend Mann Arbeit finden. . .“

Hildegard Schneemann klatschte triumphirend in die Hände:

„Siehst du, meine kleine Wanda, wie ich recht hatte und wie du unrecht hattest mit deinem ungeheuren Mitleid für die Gebirgsleute, sie bekommen also Arbeit, trotzdem sie schon von vornherein undankbar genug waren, um zu rasonniren.“

„Sie bekommen Arbeit, aber sie können diese Arbeit nicht brauchen,“ erwiderte Fritz Lauter mit beinahe streng klingender Entschiedenheit.

Hildegard sah den Sprecher mit geöffneter Lippen ganz erschrocken an:

„Aber, mein Gott, was soll das heißen, nicht brauchen, — ich dachte doch —“

„Das soll dasselbe heißen, Hildegard,“ nahm Wanda das Wort, „was ich dir soeben gesagt habe. Die armen Leute sollen für die Herren von der Eisenbahn um einen so geringen Lohn arbeiten, daß sie dabei nicht bestehen können —“

Fritz Lauter schaute Wanda erstaunt in das geröthete Antlitz:

„Gewiß, so ist's und noch mehr. Im Frühjahr und Sommer haben die Bewohner des Gebirgs ohnehin schlechtbezahlte Arbeit genug. Da haben die Bauhandwerker zu thun und auf dem Felde gibt's zu schaffen, soviel sie nur brauchen. Aber selbst die schlecht bezahlte Feldarbeit wird bei uns immer noch besser bezahlt, als jetzt die Eisenbahnarbeit bezahlt werden soll — da ist's wohl erklärlich, daß die Fremden an den Hiesigen keine Konkurrenten finden.“

„Man nimmt eben die Arbeiter so billig, als man sie findet, hat der Herr von Sommer gesagt;“ erwiderte Hildegard in schnippischem Tone; „und ich gebe ihm darin vollkommen recht. Du kaufst deine Handschuh, Wanda, auch da, wo du sie billiger bekommst, wenn du weißt, daß sie dort ebenso gut sind, als in einem Geschäft, in dem du eine Mark mehr bezahlen mußt für's Paar.“

„Handschuhe sind auch keine Menschen, mein Fräulein,“ warf Fritz ein. Auch Wanda wollte scharf entgegnen. Aber die Frau Doktor Winter, welche bisher stumm zugehört hatte, intervenirte:

„Streitet euch doch nicht um so — wie soll ich sagen? — ignoble Fragen, lieben Kinder. Was geht es uns an, ob die Eisenbahn von Italienern oder Deutschen gebaut wird, wenn wir nur im Sommer nächsten Jahres in drei oder vier Stunden bis in den höchsten Theil unsres Gebirges kommen können, wo es ganz himmlisch sein muß.“

Fritz Lauter biß sich auf die Lippen, aber er schwieg. Wanda sah zu ihm auf; sie begriff, daß es ihm nicht leicht sein könne, auf die Bemerkung der Frau Doktor eine gepfefferte Antwort schuldig bleiben zu müssen.

„Glauben Sie auch, daß es da oben zu Unruhen kommen kann?“ fragte sie schnell.

„Die Nachrichten, die der Tageskorrespondent bekommen hat, lauten in Uebereinstimmung mit denen, welche mir meine Verwandten im Gebirge gegeben haben, keineswegs beruhigend. Die Aufregung soll eine sehr große sein, und besonders in der Gegend, wo die hochberger Kohlengruben liegen, aus denen seit einem Jahre wegen ungenügenden Ertragnisses nicht mehr gefördert wird, sollen die Leute fest entschlossen sein, die Fremden an dem Beginn der Bahnarbeiten zu hindern.“

„Aber sagen Sie Fritz, ich bitte Sie, was soll daraus werden?“

Die Frau Doktor erhob sich geräuschvoll — wieder diese

Anrede — Wanda war doch noch das reine Kind. „Wollen wir nicht ein wenig in den Garten gehen, liebstes Kind? Die Sonne scheint noch so warm und du scheinst mir so ungewöhnlich erregt, — die gute Hildegard und der Herr Redakteur begleiten uns wohl?“ —



Fritz hat um Entschuldigung. Er habe sich heute noch auf seine für morgen in aller Frühe beabsichtigte Abreise vorzubereiten und von seinem Chef Instruktionen zu empfangen. Wenn die Frau Doktor und Wanda ihm Aufträge zu geben hätten, etwas zu übermitteln oder auszurichten an die Bekannten, welche sie

im Gebirge gewonnen, so stelle er sich ganz ihnen zur Verfügung.

Die Frau Doktor trug ihm Grüße an einige Duzend Pastorenfrauen und andere Damen auf; Wanda bat ihn um besondere, ganz kurz gefaßte, aber nur das Wesentliche enthaltende Berichte,

Winter garnicht gefiel, zu versichern, daß er nicht nur seiner Zeitung, sondern — und mit nicht minderer Gewissenhaftigkeit, Wanda's Korrespondent sein wolle, — er könne aber nur sagen: mit nicht minderer Gewissenhaftigkeit, weil er gewiß dafür sorgen wolle, daß die volle Wahrheit — sei sie, wie sie möge — im „Tageskorrespondenten“ zur Veröffentlichung gelange.

Die Unterhaltung der beiden jungen Leute, deren Vertraulichkeit und Herzlichkeit allgemach das verwunderte Aufmerken Hildegard Schneemanns erweckt hatte, wäre gewiß noch nicht sobald zu Ende gewesen, trotzdem Lauter so nothwendige Amtsgeschäfte erwarteten, wenn die Frau Doktor nicht das Promeniren im Garten gar so eilig gehabt und Hildegard den schnippischen Vorschlag gemacht hätte, sie wolle mit der alten Dame indessen nach dem Garten vorangehen, damit „unsre liebe Wanda“ bei der Ertheilung ihrer Aufträge an ihren Spezialkorrespondenten sich nicht allzusehr beeilen müsse.

Bei dem Abschied Fritz Lauters passirte von neuem ein Anstandsvergehen. Er und Wanda drückten sich zu ersichtlichster Entrüstung der Frau Doktor die Hände. Zur Strafe dafür neigte die Dame ihrerseits kaum das gewichtige Haupt und verabschiedete den „Herrn Redakteur“ nur wie eine Königin mit einer nachlässigen Handbewegung.

* * *

Wenige Tage nach der zur vorausbestimmten Zeit erfolgten Abreise Fritz Lauters ins Gebirge ging der Chefredakteur Schweder unnmuthig und grübelnd in seinem Arbeitszimmer hin und her.

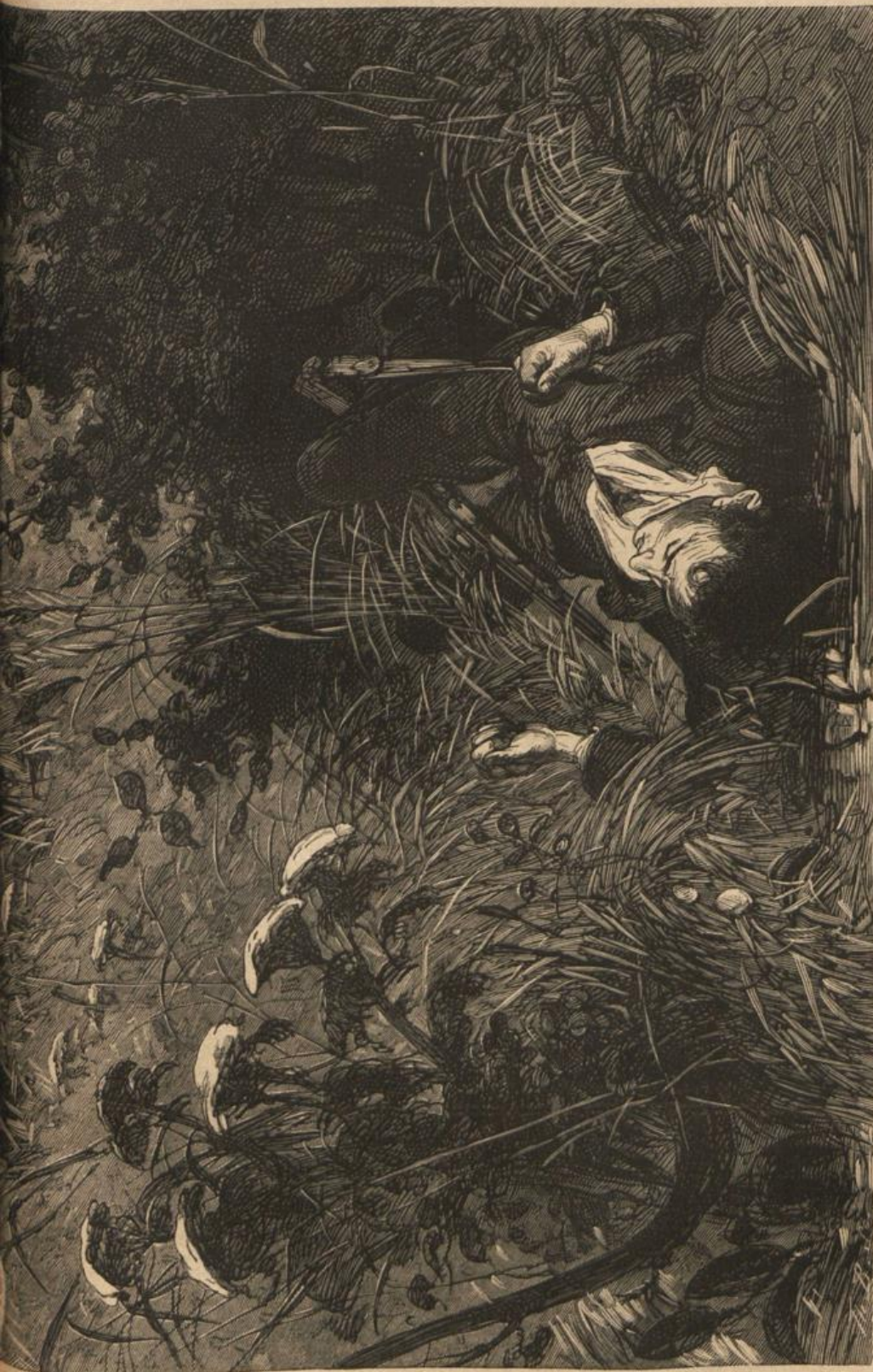
„Die Wichtels sind an der Arbeit und energischer als je, da ist kein Zweifel. Der Alte hat meinen braven Bundesgenossen im Verwaltungsrathe bereits unter und die Heranziehung der fremden Arbeiter ist, so ichlau er sich auch hinter andere versteckt hat, ganz allein sein Werk. Den täppischen Bären, den Schneemann, hat er auch gewonnen, sodaß es mich viel Arbeit kosten wird, die beiden wieder aneinander zu bringen. In der That, ich habe alle Hände voll zu thun, wenn ich — wie ich's war — Herr der Situation bleiben will. Dazu noch diese vertrackte Ueberhäufung mit wichtigen Redaktionsarbeiten — fatal, höchst fatal, daß ich das anstellige Kerlchen, den Lauter, grade jetzt fortgeschicken mußte. Aber es ging

da sie meinte, daß der „Tageskorrespondent“ doch nicht immer so zeitig, als es ihr Herz begehrte, die Nachrichten bringen, und daß er, wenn die Dinge schlimm ständen, vielleicht auch mit der vollen Wahrheit hinter dem Berge halten würde.

Fritz Lauter beeilte sich, in einer Weise, die der Frau Doktor

nicht anders, — dort oben ist diesmal ein zuverlässiger, bei dem niederen Volke Sympathien erweckender Korrespondent unbedingt nothwendig, und dann mußte er auch hier das Feld räumen um — nur um ihm den ersten Schmerz zu ersparen, den er empfinden mußte, wenn er mit zusehen sollte, wie ich ihm das Herz

Die letzten Grüße. (Seite 371.)



seiner Angebeteten abwendig mache.“ Er nahm einen langen Zug aus seiner dufenden Havannacigarre und stieß den Rauch in einer Reihe von Ringen langsam wieder aus. Während dieses halb nur gedachten, halb leise vor sich hin geflüsterten Selbstgesprächs schien viel von dem Nymnthe, der ihn besetzt hatte, gewichen zu sein. Er ließ sich langsam und fast behaglich auf einem bequemen Armstuhl nieder, während er fortfuhr:

„Ich bin eigentlich garnicht dazu aufgelegt — schon lange nicht mehr und jetzt weniger als je, galante Abenteuer zu bestehen und Liebesnetze auszuwerfen. Aber es ist auch eine geschäftliche, gewissermaßen politische Nothwendigkeit für mich in diesem Augenblick, — eine Nothwendigkeit, die auf die Nadel brennt. Mir muß an mich gefesselt werden mit Ketten, die weder er noch andere zerreißen können. Es möchten ihm sonst die andern helfen, dahinterzukommen, wie ich mit ihm gespielt habe, wie ich ihm mehr als ein K für ein U gemacht, — pah! Es gilt eben rasches Handeln — sehr rasches freilich —“

Herr Schweder unterbrach sich plötzlich — man klopfte ziemlich stark an die Thür.

„Herein.“

Herr Prell trat mit unangenehm süßlichem Lächeln auf dem früh verwitterten Gesicht ein:

„Bitte um Entschuldigung. Störe wohl in schwieriger Arbeit? Hatte schon einigemal leiser geklopft.“

„Was bringen Sie?“ fragte Schweder kurz.

„Wollte mir nur die Frage erlauben, ob ich den Leitartikel in den Satz geben könnte, — der Metteur erklärte, er könne nicht länger warten, wenn das Blatt rechtzeitig in die Maschine sollte.“

Der Chefredakteur murmelte etwas wie „Unverschämtheit!“ und sagte dann laut:

„In einer halben Stunde ist der Artikel fertig, — die Leute in der Druckerei müssen sich heute einmal die Arbeit anders einteilen!“ Ohne sich weiter um den Kollegen Prell zu kümmern, ergriff er die Feder und begann an dem schon halb fertigen Artikel weiterzuschreiben.

Prell zog sich grinsend zurück. Herr Schweder sollte aber heute noch öfter gestört werden. Nach fünf Minuten klopfte es wieder, und ohne das übliche Herein! abzuwarten, öffnete wieder Herr Prell, um die schadenfroß klingende Mittheilung zu machen, daß eine Dame da sei, welche in dringender Angelegenheit den Herrn Chefredakteur zu sprechen wünsche. Ehe noch Schweder, abweisend, wie er es beabsichtigt hatte, antworten konnte, hatte sich der liebenswürdige Kollege schon wieder zurückgezogen und der Angemeldeten die offene Thür in die Hand gegeben.

Zu Schweders höchster Ueberraschung erschien die schöne Frau Sentbeil auf der Schwelle.

„Ich komme, um dem Herrn Schweder, meinem Freunde und dem Freunde meines Gatten diesen an mich gerichteten und vor einer Stunde in meine Hände gelangten Brief zu zeigen und ihn um Auskunft, um Aufklärung, um Genugthuung, um — o, ich weiß nicht, um was sonst noch zu ersuchen —“

Die schöne Frau stand hoch aufgerichtet, mit blitzenden Augen und wogendem Busen vor Schweder, der sich erhoben hatte und mit gespanntester Aufmerksamkeit in den die tiefste Aufregung verrathenden Gesichtszügen seines Gegenübers zu lesen suchte. Er griff nach dem Briefe, den sie ihm hinreichte, — dann ging er, um die Thür zu schließen, welche sie, sehr zur Befriedigung des im andern Zimmer, wie es schien, schon wieder eifrig beschäftigten Herrn Prell, achtlos weit offen gelassen hatte.

So erstaunt Herr Schweder war und so sehr ihm auch einleuchtete, daß ein Gewitter über sein Haupt hereinzubrechen im Begriff sei, so wenig hatte er doch seine Kaltblütigkeit verloren. Er schaute vielmehr wieder in seiner ganzen weltüberlegenen Ruhe dem Kommenden entgegen, als er der Dame in cavalierier Liebenswürdigkeit einen Sessel präsentirte, während er gleichzeitig durch ein sehr verständliches Mienspiel andeutete, daß es sich erst darum handelte, einen unberufenen Hörer zu beseitigen.

Frau Sentbeil nahm den Sessel nicht an. Sie trat ans Fenster und kehrte Schweder den Rücken. Dieser nahm die Blätter, auf welchen der fertige Theil seines Leitartikels stand, und ging mit ihnen nach einem ruhig-höflichen „Bitte nur auf einen Augenblick um Verzeihung, gnädige Frau,“ in das andre Zimmer, um den Kollegen Prell mit dem Leitartikelfragmente nach der Druckerei zu schicken.

„Sie begeben sich dann wohl unverzüglich zu Herrn Klose — Sie wissen seine Wohnung — von der Druckerei etwa zehn Minuten — und bitten ihn in meinem Namen auf das dringendste, uns heut sowie morgen redaktionelle Aushilfe leisten zu wollen.“

Herrn Prell schien diese Mission grade in diesem interessanten Augenblicke garnicht angenehm zu sein, aber er wußte, daß sein Chef, wenn er mit solch' freundlicher Entschiedenheit sprach, keinen Widerspruch vertrug. Er nahm daher die beschriebenen Blätter, verbarg durch eine leichte Verbeugung ein höhnisches Lächeln und verschwand.

Nachdem die Thür hinter ihm ins Schloß gefallen war und Herr Schweder die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß ihn in der nächsten halben Stunde niemand stören könne, dem er nicht selber die Thür öffnen würde, kehrte er zu der auf ihn, wie es schien, mit Ungeduld harrenden Dame zurück.

Als sie ihn kommen hörte, wendete sie sich nach ihm um, — sie hatte die Arme über dem Busen gekreuzt, als wollte sie sein stürmisches Auf- und Niedervogeln mit Gewalt unterdrücken, aber die rebellische Brust ließ sich nicht zwingen, die Augen sprühten Flammen wie vorher und die schneeweißen Zähne klemmten die Unterlippe zwischen ihren Perlenreihen, daß sie blutete.

„Also hier — der Brief.“

Schweder ging ohne ein Wort zu verlieren an die Lektüre. Als er die Handschrift sah, glitt gedankenschnell ein Schatten des Erschreckens über sein Gesicht. Dann aber las er halblaut und nicht das geringste Zeichen einer Gemüthsbeziehung verrathend die folgenden Worte:

„Frau Sentbeil, Hochwohlgeboren, hier.

Gnädige Frau.

Sie und die Unterzeichnete sind Leidensgefährtinnen. Wir sind von ein und demselben Manne schmählich, elend betrogen worden. Ich bin verheirathet wie Sie, werde von meinem Manne angebetet, wie Sie wahrscheinlich nicht minder, liebte mit unaussprechlicher, nicht zu bändigender, verkehrender Leidenschaft einen andern, wie Sie, verrieth meinen Mann, wie Sie, und wurde von dem Manne, den ich so wahnsinnig liebte, wieder verrathen, wie Sie. Sie werden zugeben, daß ich recht habe, — wenn ich Ihnen den Namen des lieb- und ehrlosen Verräthers nenne — er heißt Schweder — Edmund Schweder. Ich aber bin vielleicht deswegen die Unglücklichere, die Meistbetrogene von uns beiden, weil ich, vor kurzem erst, meinem Gatten mein Vergehen an ihm und meine Liebe zu jenem gestanden, weil ich mit meinem Gatten dem andern zuliebe gebrochen habe, um mich von ihm auf ewig trennen zu lassen und jenem auch vor der Welt, vor den Menschen als sein rechtmäßiges Weib, als achtbare, ehrliche Frau anzugehören. Es war eine so unendlich süße, es war meine einzige Hoffnung — sie liegt zerschmettert — zerstäubt zu meinen Füßen. Ich bin vernichtet, gnädige Frau — Sie auch — —?

Christine Stein.“

Schweder hatte bis zu Ende gelesen — so kaltblütig, als ginge ihn die Sache garnichts an. Nur kälter und härter war seine Stimme bei jeder Zeile, die er las, geworden.

Jetzt legte er den Brief auf sein Pult und schaute der in wilder Erregung lebenden Frau ins heißgeröthete Antlitz.

„Ich verstehe nicht, gnädige Frau —“ jagte er.

„Ah — Sie verstehen nicht —“

Schweder ließ sie nicht fortfahren.

„Nein, ich begreife wirklich nicht, wie Sie, gnädige Frau, diese Zeilen aus der Feder einer Wahnsinnigen — dies und nichts anderes ist diese Christine Stein — in so offenbare Aufregung versetzen können.“

Die Dame lachte hell auf.

„Bortrefflich, — diese Christine Stein ist wahnsinnig, und was sie da schreibt, ist alles nicht wahr, ist Hirngepinnst einer Berrückten, welche den unschuldigsten Menschen von der Welt die abscheulichsten Dinge nachjagt — Dinge, von denen auch nicht ein Buchstabe wahr — sondern alles — alles — nicht wahr, Herr Schweder? — pure, nichtige Erfindung ist, alles, mein Herr Schweder!?“

Die dunklen Augen der Frau funkelten und flammten, als ob sie den Mann versengen und mit ihrem Feuer vernichten wollten, auf den sie gerichtet waren.

(Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes.

Von Dr. Eduard Reich.

V. Bekleidung und Betten.

Alle Bekleidung bezweckt, die Haut mit einer warmen Luftschicht zu umgeben und größere Ausstrahlung von Wärme zu verhüten. Je nach Jahreszeit und Witterung ist das Bedürfnis, den Wärmeverlust zu beschränken, verschieden, und die Gewohnheit des Individuums hat großen Einfluß auf dieses Bedürfnis. Je mehr und je vernünftiger ein Mensch abgehärtet ist, desto gesünder ist er und in desto geringerem Grade verlangt er nach Hüllen, welche die Ausstrahlung der organischen Wärme beschränken; denn es erzeugen seine Lebensvorgänge in diesem Falle eine bedeutende Menge Wärme, so bedeutend, daß immerhin viel davon frei ausstrahlen kann, ohne den Organismus zu benachtheiligen.

Der tägliche Gebrauch kalter Bäder und Waschungen, häufige Bewegung an freier Luft, passende Nahrungspflege und ein entsprechendes diätetisches Regiment des Geistes, dies alles vermindert in seiner Zusammenwirkung das Bedürfnis allzu warm haltender Kleidungsstücke.

Der weibliche Organismus kennzeichnet sich durch geringere Stärke der Athmungs-, Kreislaufs- und Muskelbewegungen, durch minder energischen Umsatz der Stoffe im thierischen Haushalte, daher auch durch Produktion kleinerer Wärmemengen. Dabei aber ist die Ausstrahlung von Wärme wegen dünnerer Haut und der Prozesse des Gattungslebens verhältnismäßig bedeutender. Es folgt hieraus, daß das schöne Geschlecht nothwendig wärmerhaltender Kleidungsstücke bedürfe, als das männliche, und es kann täglich beobachtet werden, daß schon der natürliche Instinkt des Weibes dergleichen fordert.

Mangelhafte Bekleidung muß, wie aus dem Bisherigen klar wird, mancherlei und bedeutende Störungen der Gesundheit hervorbringen. Ist die Kleidung ungenügend, so schadet dies; ist sie zerrissen, so gefährdet dies Gesundheit, Sitte, Leben. Die nachtheiligen Wirkungen mangelhafter Bekleidung kommen um so mehr in Betrachtung, je rauher das Klima und je wechselvoller die Witterung ist, je ungenügender die Ernährung stattfindet und je deprimirter der Zustand der Seele sich zeigt. Daher pflegen arme, heruntergekommene Menschen, die in zerrissenen Kleidern einhergehen, Hunger leiden und die Pflege der Haut vernachlässigen, am meisten zu erkranken und in größter Zahl von Epidemien dahingerafft zu werden.

Bekleidung, welche allzu warm hält, erzeugt mancherlei augenblickliche Beschwerden und kann die Veranlassung von Krankheiten werden. Zunächst erwirkt sie größere Empfindlichkeit der Haut gegen Wechsel der Temperatur, Erhöhung der Hautausdünstung, der Schweißbildung, und gibt, wegen des Rapportes zwischen Hautthätigkeit auf der einen und Lungen- und Herzthätigkeit auf der anderen Seite, leicht zu Affektionen der Lunge und Störungen des Blutumlaufs Anlaß. Auch bedingen allzu warm haltende Kleider bei dauerndem Mißbrauch Erregung der sinnlichen Lust und fördern, natürlich immer nur in Verbindung mit verschiedenen anderen Momenten, Ausschweifung in Wein und Liebe.

An allen Orten, woselbst die Wechsel der Temperatur heftig und plötzlich eintreten, möge man die Haut mit Stoffen bedecken, welche Feuchtigkeits rasch aufsaugen und dabei doch in der Eigenschaft schlechter Wärmeleiter verharren. Zu derartigen Stoffen gehören Seide und Wolle; diese sind für Seefahrer und überhaupt alle Menschen, welche Klima- und Witterungswechseln ausgesetzt sind, die besten Materialien zu Unterhemden, Unterhosen, Strümpfen und Halstüchern. Alle anderen Leute, ausgenommen die empfindlichsten, benutzen am besten rauhe Leinwand zu Hemden und Unterhosen, weil dieselbe porös ist, die Hautausdünstung nicht hindert und die Hautathmung leicht ermöglicht.

Der beste Beweis, daß die Kleidung den körperlichen Bedürfnissen entspricht, ist, wenn man durch die Schwere derselben nicht belästigt wird, normal athmet, normal transpirirt, nicht schwitzt, nicht Kälte leidet, und sich wohl befindet.

Es macht ganz besonders sich nöthig, die Leibwäsche häufig zu wechseln; denn jeder Stoff, der unmittelbar auf der Haut liegt, nimmt die Produkte der letzteren auf, die in dem Gewebe des Kleidungsstückes sich umsetzen und, bei längerem Verweilen desselben auf der Haut, gesundheitsnachtheilig wirken. Ferner

ist es unerlässlich, bei Tage ein anderes Hemd, als während der Nacht, zu tragen, und bei Tage das Nachthemd und während der Nacht des Tagehemd zu lüften. Bezüglich der Strümpfe möge beachtet werden, daß es durchaus nöthig sei, selbe möglichst oft zu wechseln und immer ganz und trocken zu erhalten.

Hände und Füße dürfen nicht erkaltet, aber auch nicht allzu warm gehalten werden. Zu dichte Fußbekleidung hilft gerne Fußschweize erzeugen, insbesondere, wenn die Möglichkeit nicht gegeben ist, während der Arbeit und des Aufenthalts im Hause die Stiefel mit bequemen Hausschuhen zu vertauschen. Weil die morgenländischen Völker ihre Füße nicht einzwängen, sondern immer bequemes Schuhwerk tragen, sind ihre Füße normal, verkrüppeln, schwitzen und stinken nicht. Die Mode der engen und harten Stiefel und die Vernachlässigung der Fußpflege kennzeichnet die Sklaven des Arbeitswahnsinns und des „Kampfes um das Dasein“, und ist demgemäß überall zu Hause, woselbst die Nationalökonomie mit ihrer falschen Vorstellung des Durchschnittsmenschen die Köpfe beherrscht und den rothen Faden alles Lebens ausmacht.

Diese Nationalökonomie hat als Wissenschaft ebenso, wie als Praxis, die abergläubische Voraussetzung eines gesunden, unverwundlichen, in allem seinem Leben und Streben von glücklichem Erfolg begleiteten Durchschnittsmenschen, einer Arbeitsmaschine, eines Padesels, dem alles aufgepackt werden kann, der alles mit Freude und Wollust trägt, der immer erwirbt, immer spart, sein ganzes Können und Vollbringen nach der Uhr einrichtet, sein geistiges Leben nach den Gesetzen der Hand- und Erwerbsarbeit gestaltet und Gemüth absolut nicht kennt oder doch in aller und jeder Beziehung dem Mammon unterordnet. — Diese nämlich Nationalökonomie preßt den Fuß in den engen harten Stiefel, um ihn zu schädigen, krank zu machen, zu verunstalten.

Ich betrachte Fußbekleidung aus Thierhäuten, mögen selbe so oder anders präparirt sein, als etwas Gesundheitswidriges. Das beste Material zu Schuhen und Stiefeln dürfte das Holz sein, aber nicht in großen Stücken, sondern in feinen Fasern, die durch bestimmte Imprägnirung relativ wasserdicht zu machen wären und durch angemessene Zusammenfügung leichte Beweglichkeit des Fußes ermöglichen.

Kautschuk eignet sich zu Fußwerk nicht, weil es nicht porös ist, sondern den Fuß isolirt und die Produkte der Ausdünstung zu entweichen hindert, den Fuß in höherer Temperatur erhält und so gegen jeden Wechsel empfindlich macht.

Lederne Handschuhe entsprechen gleichfalls nicht den Grundsätzen der Gesundheitspflege; Handschuhe von Zwirn, Seide, Wolle sind entschieden besser.

Kravatten dürfen den Hals weder drücken, noch in seinen Bewegungen hindern, noch erhitzen. Man fertige dieselben aus Leinwand und Seide, oder Leinwand und leichten Wollenstoffen an, und lege sie locker um den Hals. Wer eines Halstuches sich bedient, wähle ein leichtes, nicht drückendes, nicht erhitzendes.

Dunkle Kleidungsstücke nehmen mehr Gase und Nischstoffe auf, als helle, absorbiren mehr Wärme, als helle. Ganz dasselbe gilt von rauhen Wollenstoffen, Sammet, Pelzen u. c., im Gegensatz zu glatten Stoffen, Leinwand u. s. w. — Daraus ergibt sich die hygienische Regel, daß Farbe, Dichtigkeit und sonstige Beschaffenheit der Kleidung je nach Jahreszeit, Witterung, Wohnungsverhältnissen u. s. w., auszuwählen sei. Herrschen epidemische Krankheiten, so vermeide man den Gebrauch dunkler, rauher Kleidungsstücke so viel als möglich, und desinfizire derartige Kleider, wenn man dieselben zu tragen genöthigt ist, auf das sorgfältigste.

Es ist gut, bei der Kleidungsfrage die der Beschäftigung wohl in das Auge zu fassen; denn die Bekleidung muß ganz genau nach der Arbeit sich richten und bei jeder Arbeit sämtlichen Anforderungen der Bequemlichkeit, Zweckmäßigkeit und Gesundheit entsprechen. Niemand nehme sein Arbeitskleid aus der Werkstätte in die Familie, sondern lasse dasselbe im Arbeitsraume zurück, wasche und lüfte es häufig.

Je nach Alter, Geschlecht und anderen individuellen Beziehungen muß die Kleidung verschieden sein und erwählt werden. Kinder und Frauen bedürfen, ihrer Organisation gemäß, weicher und auch wärmer haltender Kleidungsstücke. Es ist höchst un-

sinnig, wenn man Kinder zur rauhen Jahreszeit mit theilweise nackten Armen und Beinen umherlaufen läßt, und wenn junge Mädchen im Winter halb entblößt einhergehen. Es ist auf der anderen Seite höchst widerlich, wenn Jünglinge wie Greise verpackt umherschleichen und vor jedem Windhauche zittern.

Frauen, welche die ihrem Geschlechte eigenthümlichen kritischen Zustände durchmachen, Kinder säugen u. s. w., müssen während dieser Zeit etwas wärmer sich kleiden. Auf diese Art erhalten sie das zu normalem Bestehen nothwendige Gleichgewicht der Wärme und bewahren sich so vor krankhaften Affektionen.

Möge jemand leichter oder wärmer gekleidet gehen, er unterlasse niemals, die nöthige abhärtende Hautpflege zu praktizieren; denn ohne dieselbe nimmt die Empfindlichkeit für alle Wechsel der Temperatur enorm zu, und zuletzt reicht auch die wärmste Bekleidung nicht mehr aus, den Zweihänder vor Kälteleiden und Erkältung zu schützen.

Nachtkleidung und Bett sind Gegenstände von entscheidender Wichtigkeit. Von Kranken und Genesenden, deren Kleidung und Bett der Arzt zu bestimmen hat, abgesehen, kann im allgemeinen ausgesprochen werden, daß gesunde Menschen im Bette, wenn dieses wohl beschaffen ist, nur eines Nachthemdes bedürfen. Man gewöhne die Kinder niemals an Nachjacken, Schlafmützen, Halstücher, Unterhosen, Unterröcke, Strümpfe u. s. w. im Bette, noch weniger an dichtere Nachtkleider von Leder, Pelzwerk u. dergl. Alle diese Stoffe hindern die freie Hautthätigkeit und erzeugen mancherlei Störungen der Respiration und des Blutumlaufs, schwere Träume und Schweißbildung.

Des Nachts nimmt man mehr Sauerstoff durch die Lunge auf, als bei Tage, gibt mehr Wärme ab und erzeugt weniger

Wärme, als bei Tage. Aus diesen Gründen ist es nöthig, während des Schlafs die Thätigkeit der Lunge und der Haut nicht zu beschränken, und andererseits der allzu bedeutenden Ausstrahlung von Wärme zu begegnen. Jenes geschieht durch leichte Nachtbekleidung, am besten ein Hemd aus rauher Leinwand, und durch Schlafen in einem durch guten Ventilator stets mit guter Luft versehenen Zimmer; dieses durch angemessen warm halten-des, gutes Bett.

Gewiß wäre es das beste, alle Federbetten der Welt in einem wohl ziehenden Eisenschmelzofen zu verbrennen und durch Betten aus Wolldecken, Seegras- und Waldwollenmatrassen u. s. w. zu ersetzen. Federbetten lassen nicht so gründlich sich reinigen, als die anderen der genannten Stoffe, nehmen mehr Ansteckungsstoffe und Miasmen auf, und geben, besonders wenn sie zu schwer sind, zu allerhand Störungen der Gesundheit Anlaß.

Das Bett gehört, seiner Wesenheit und Bestimmung nach, zu dem Kapitel der Bekleidung, ist ein Schutzmittel gegen die Folgen von Temperaturwechseln, und soll die für Leben, Gesundheit und Schicksal des Menschen so bedeutungsvollen Stunden des Schlafes sichern und von bester Wirkung machen helfen.

Keine Bettwäsche ist ein großes Erforderniß der Gesundheit; man soll in jeder Woche Wechsel der Saaken und Ueberzüge vornehmen.

Eiserne Bettstellen verdienen, bei guter Konstruktion, den Vorzug vor anderen, Stahlfeder matrassen mit Polsterung von Seegras, Waldwolle oder gutem Heu, sind besser, als Matrassen von Pferde- oder Kuhhaaren. Strohsäcke halte ich für verwerflich, weil sie zu leicht Contagien und Miasmen aufnehmen und nicht so gut zu reinigen und lüften sind, wie andere Unterlagen.

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später.

Große Soirée bei dem Chef der „Alten Welt“, Herrn Doktor Wolkenbauer! — Bin eingeladen, daran theilzunehmen. — —

Nachts. Nun bin ich glücklich wieder daheim. Lederbissen, gute Getränke in großen Quantitäten, nichts sagendes Geplauder, fade Schmeicheleien und Selbstbelobungen. — — Vor allen diesen Dingen habe ich zur Genüge bekommen. — Das eifrige Bemühen des Dr. Wolkenbauer, mich mit der Gesellschaft näher bekannt zu machen, wies ich energisch zurück mit den Worten: „Ich fühle mich als Zuschauer behaglicher als der Akteur!“ Ich wurde vorgestellt und bei der Vorstellung blieb es. Für mich war es von größerem Interesse zu sehen und zu hören, als gesehen und gehört zu werden. So nahm man wenig Notiz von meiner Anwesenheit und nur zwei junge Damen ließen es sich angelegen sein, mich zu einem literarischen Gespräch zu bringen.

„Ich habe Ihren Aufsatz über L. gelesen,“ sagte die eine mit Stolz. „Sie sind ein gefährlicher Mensch. Sie lassen dem geistreichen Schriftsteller kein gutes Haar auf dem Kopfe. Und doch ist er ein so angesehener und beliebter Mensch!“ — „Das heißt,“ setzt ich hinzu, „daß ich nicht das Recht habe, so henerriecherlich zu verfahren?“ — — „Doch,“ nahm die andere Dame das Wort. „Was Sie sagten, war recht. Es gefällt nur den Freunden des Schriftstellers nicht, so scharf die Wahrheit zu hören!“ — Mit diesem Ausspruch gab sie sich das Aussehen eines selbstgefälligen Wesens und fuhr dann fort, ihre ganzen literarischen Kenntnisse auszukuramen wie ein schachernder Jude, der ungefragt seinen ganzen Vorrath von Verkaufsgegenständen anpreist. „Sie waren in Ihrem Institut recht fleißig,“ sagte ich endlich. „Sie demonstrieren wie aus einem Buche. Ich muß gestehen, mich lassen die Details, die Daten, die kleinen Anekdoten unberührt; für mich hat nur das Ganze Werth, der Geist, der aus einem Werke spricht, nur die Auffassung des Schriftstellers von seiner Zeit, von den brennenden Fragen und der künstlerischen Behandlung und Weiterentwicklung derselben. Wer seine Zeit nicht versteht, sich von dem Pulschlage derselben fernhält, sich in Spielereien verliert, oder wer es unternimmt, dem Zeitgeiste entgegenzuarbeiten, der muß darauf gewappnet sein, vernichtet zu werden. So ist es in allen Verhältnissen des Menschenlebens. In der Literatur, in der Politik, in der Wissenschaft und Kunst. Die fortschreitende Zeit zermalmt die kleinen Geister!“ „Die

Blaisirmichel!“ lachte die erstere Dame, eine schöne schmachtende Blondine. „Ich wette, Sie denken über uns eben nicht besser!“ „Ich denke“, antwortete ich, „über keinen Menschen als Person schlecht, aber ich denke, daß in unseren modernen Instituten allzusehr das Neuzere, die Schale kultivirt werde, mehr als der Kern, und daß unserer Zeit völlig das Verständniß für die ersten Begriffe fehle, die nöthig sind, um einen Kunstzweig oder einen Wissenszweig einigermaßen zu verstehen.“ — „Danke schön,“ rief ziemlich laut die zweite Dame, „Sie sind göttlich grob und aufrichtig, ein Urgermane mit wallendem Haupthaar, das Schwert oder die Keule in der Rechten.“ Ich schwieg und ertheilte meinen Gedanken über die alles Mögliche in den Kreis ihrer oberflächlichen, unverständigen Betrachtung ziehende Unterhaltung unumschränkte Audienz. — Was waren mir die Anwesenden alle anders, als denkwache und denkträge Tröpfe? —

Es war ein schöner Abend. Der Mond schien hell und freundlich auf uns herab, als wir von Liebers Garten hinausritten. Elisabeth hatte einen Korb mit Früchten in der Hand. Ich ging neben ihr, erst gedankenvoll, dann gesprächig, wohlgelant, und schließlich eroberte ich mir den Korb, den sie mir zu tragen verweigert hatte. Bei jedem Punkte, der uns eine schöne Aussicht auf die Umgebung erlaubte, blieben wir stehen, um unsere Freude an dem Schauspiel auszutauschen. Elisabeth wies hin auf die Konturen der in der Ferne liegenden Berge, auf die Farben, die den Höhenzug umgaben, auf den Himmel, hoch über uns, auf den Mond, kurz, auf all die Dinge, die einen prächtigen Sommerabend so anziehend und bezaubernd machen. Ich blickte auf sie und nickte nur mit dem Kopfe, denn ich dachte nur ihrer als dem Mittelpunkt dieses Bildes. Unwillkürlich reimten sich meine Gedanken, und ehe wir vor dem Stadthor angekommen waren, stand ein Lied tadellos in meinem Kopf. Ich habe es in meinem Album aufgeschrieben. — Elisabeth mochte wohl von meiner Dichterei gemerkt haben, denn sie sagte schließlich, als ich wieder mit ganzer Seele ihr zuhörte: „Und nun müssen Sie mir einen Vortrag über die Naturgeschichte des Himmels halten. O, ich bin recht unwissend in diesem Zweige, und ich weiß nur, gleich allen meinen Freundinnen, daß da oben der Mond einhergeht, daß da Sterne stehen und zuweilen ein Komet sichtbar wird, und oft von dort Sternschnuppen oder Meteore auf die Erde fallen. Man hat uns zwar gelehrt, dort oben sei der Himmel; aber

wenn die Erde sich dreht, so ist doch überall oben und unten, diesseits und jenseits der gepriesene Ort!" — Ich setzte meinen Korb auf die Erde und fing an, ihr die neuesten Forschungen am Himmelsgebäude in einfachen Worten mitzutheilen. — Wie lange ich zu diesem Vortrag gebraucht habe, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß Elisabeth mit weitgeöffneten Augen die neuen Mittheilungen in sich aufnahm und jedesmal, wenn ihr etwas einfach und gegen die althergebrachten Ansichten gar einleuchtend erschienen war, mit lauten Beifallsworten ihren Gefühlen Ausdruck gab. — Als ich meinen Korb wieder von der Erde aufnahm, durch die Begeisterung, in die mich meine eigenen Worte versetzt hatten, aufgeregt, drückte sie meine Hand und sagte leise, den Mond nun mit andern Augen anschauend: „Ich danke, o, ich danke Ihnen.“ — Ich hielt ihre Hand in der meinen und ihre Hand zitterte ein wenig, als ich erwiderte: „O, ich wollte, daß ich fortfahren könnte, alles, was ich in durchwachten Nächten und Abenden mir Wissenswerthes angeeignet, Ihnen zu erzählen. Wo ist eine Seele, die mir aufmerkamer zulauschte, die mich besser und williger verstünde, als Sie, Elisabeth?“ — Sie lächelte sanft und schaute mich so kindlich-freudig an, daß ich es jetzt war, der ihre Hand ergriff, um sie mit sonderbaren Gefühlen an meine Lippen zu drücken. — „Kommen Sie,“ mahnte sie darauf, „es ist spät und die Eltern werden uns schelten.“ — Wir gingen stumm heimwärts. —

Man kann es als Zeitungschreiber keinem Menschen recht machen. Es vergeht fast kein Tag, an welchem die Post nicht Stöße von Beschwerdeschriften, Wunschzetteln und Ergänzungsartikeln uns zuträgt. Wollte man alles beantworteten, was Lanne, Unverstand und Egoismus diktiert hat, so würde man nie zu Ende und an sein Geschäft kommen. Der Papierkorb also muß das Meiste in seinen geräumigen Schoß aufnehmen. Zuweilen überfallen uns auch besonders muthige Personen persönlich mit ihren Wünschen und Forderungen, und wenn ich in der ersten Zeit mit Vergnügen diese Auseinandersetzungen übernahm, so geschah es, um die Methode der Bittsteller zu studiren. — Der Theater-

rezensent ist besonders schlimm gestellt. Man klagt, daß er diesen nicht genug herausgestrichen, daß er gegen den zu hart gewesen, daß er jene Dame zu sehr gelobt, daß er die Primadonna kaum berührt habe. — Dabei bewundere ich die Elastizität des Regensenten, der nie um Worte in Verlegenheit ist, ein und dieselbe Kritik in verschiedene Phrasen zu hüllen versteht, und dieses langweiligste Geschäft von der Welt unverdrossen jahrelang fortsetzen kann. Sogar er freut sich von der Seichtigkeit der Kritiken bin, so muß ich doch das Talent des Fabulirens anerkennen. Ich hatte auf einige Tage neulich die Kritik übernommen, und keiner war froher als ich, meine kritischen Utensilien schon nach dem dritten Tage wieder niederlegen zu können. Der Personenkultus ist mir verhaßt, und dieser ist bei allen Kritiken über Theater die Hauptsache. Auf unserer Redaktion erscheinen die Künstler in einem ganz andern Lichte. Jeder kehrt mit mehr oder weniger Ostentation seinen Egoismus heraus, und alle sind entzückt, wenn man ihnen den „kleinen Gefallen“ erweisen will. Ich begreife nicht den Zauber, mit dem für die meisten Leute vorzugsweise die Frauen vom Theater umgeben sind, abgesehen von den Männern, von denen die meisten am Größenwahnsinn leiden. Allerdings ist es begreiflich, daß der Gefühlsmensch eine Idealperson, wie sie auf der Bühne dargestellt wird, mit der Person, wie sie im Leben ist, gern identifizirt; aber immerhin zeigt der Enthusiasmus für Theaterpersonen auf einen geringen Bildungsstand unserer Jugend, welche die wahrhaften Größen, die einflußreich auf die Entwicklung des Menschengeschlechts eingewirkt haben, kaum dem Namen nach kennt, es sei denn, es müßte eine oder die andere mit dem Theater im Zusammenhang stehen! Als ich ein Kind noch war, pflegte ich mit Entzücken den Vorstellungen von Puppentheatern beizuwohnen. Mein Enthusiasmus übertrug sich damals auch auf die Besitzer der Theater, und heute, wo ich mich dessen entsinne, möchte ich behaupten, daß der Kultus der Theaterpersonen in gewissem Sinne die Bethätigung eines kindlichen Zeitalters sei, über das verständige Leute nur lächeln können. (Fortsetzung folgt.)

Die Republiken Südamerika's in ihrer Vergangenheit und Gegenwart.

Historische Skizze von Dr. Max Vogler.

(Fortsetzung.)

Obgleich in den folgenden Jahren das Kriegsglück auf beiden Seiten wechselte, blieben jedoch im ganzen die Spanier im Nachtheil. Am 15. Februar 1819 wurde zu Angostura ein Generalkongreß von Venezuela eröffnet, welcher Bolivar zum Oberdirektor dieses Staates mit diktatorischer Gewalt ernannte. Noch im Sommer desselben Jahres vertrieb der Freiheitsheld die Spanier aus Neu-Granada und vereinigte diesen Freistaat und Venezuela zu einer Republik unter dem Namen Columbia (9. September). Nach einem am 25. November 1820 zu Trujillo zwischen Bolivar und Morillo abgeschlossenen Waffenstillstand trat nicht der Friede ein, sondern der Krieg zwischen den Spaniern unter General La Torre und den Republikanern unter Bolivar und Baez begann vielmehr im Mai des folgenden Jahres von neuem. Nachdem die Republikaner am 24. Juni bei Carabobo einen entscheidenden Sieg davongetragen hatten, wurde Bolivar trotz seiner Weigerung wenige Tage darauf von dem Kongreß Columbia's abermals zum Präsidenten gewählt; er leistete dabei aber auf jedes Gehalt und Nationalgeschenk ausdrücklich Verzicht.

Die Peruaner hatten zwar inzwischen ebenfalls ihre Unabhängigkeit erklämpft; dieselbe war jedoch infolge des im Schoße der jungen Republik ausgebrochenen Parteizwistes wieder in Gefahr, großen Schaden zu erleiden, aus welchem Grunde Bolivar zunächst den General Sucre zu Hilfe schickte, dann aber selbst dem an ihn ergangenen Rufe folgte und am 1. September 1823 mit einem Heere in Lima einzog. Obgleich es ihm nicht gelang, die inneren Zwistigkeiten unter seiner Diktatur beizulegen, da der Verrath sein abscheuliches Handwerk trieb, so befreite er doch nach der unter Sucre am 9. Dezember 1824 bei Ayacucho geschlagenen Entscheidungsschlacht das Land gänzlich von der Herrschaft der Spanier. Peru spaltete sich bald darauf in zwei Staaten, von denen sich der eine, Oberperu, nach der am 6. August 1825 erfolgten Vereinigung der vier Provinzen Charcas (Potosi), La Paz, Cochabamba und Santa Cruz als selbstständiger Freistaat dem „Liberador“ zu Ehren den Namen Bolivia gab. Für diese Republik entwarf dann Bolivar im Jahre 1826 eine Verfassung, indem er gleichzeitig den General Sucre zu ihrem Präsidenten bestellte. Bolivar selbst begab sich hierauf wieder nach Lima, um in den Sitzungen des Kongreßes das Präsidium zu übernehmen. Die rücksichtslose Energie seines Auftretens, die durchaus geboten war, vermehrte die ihm feindlich

gegenüberstehenden Parteien und hatte sogar die Anzettelung einer Verschwörung wider ihn zur Folge, die zum Glück rechtzeitig genug entdeckt wurde und für ihn, gleichwie einst die Bichegru-George'sche Verschwörung für Bonaparte, die gute Wirkung hatte, daß man ihn am 19. August des Jahres 1826 zum lebenslänglichen Präsidenten von Peru ernannte.

Die letzten Lebensjahre Bolivars brachten leider für ihn mehr Aergernisse und Gefahren mit sich, als man ihm seiner vorhergegangenen glänzenden Thätigkeit zufolge hätte wünschen mögen; indessen scheint er an manchem Ungemach, das ihn in diesen Jahren traf, selbst einige Schuld zu tragen. Wir berichten der Vollständigkeit halber darüber das Folgende.

Gleich zuerst und sehr bald wurde die „Lebenslänglichkeit“ seiner Präsidentschaft in Peru arg in Frage gestellt; denn kaum war er zu Anfang des Jahres 1827 nach Caracas zurückgekehrt, als die von ihm in Lima zurückgelassene Regierung zu Fall gebracht und ein neuer Präsident auf seinen Posten berufen ward. Nicht nur gelang es Bolivar nicht, sich wieder Ansehen zu verschaffen, sondern das Beispiel Peru's fand vielmehr Nachahmung, da der erst vergötterte Held in Columbia die Pressefreiheit unterdrückte und sich auch durch andere Maßregeln in den Verdacht monarchischer Gelüste setzte. Man bezeichnete ihn jetzt selbst als den „Bonaparte Amerika's“, so sehr er in Reden und Trinksprüchen gegen den „Usurpator Europa's“ auftrat und Washington fortgesetzt als sein Vorbild erklärte. In dieser Lage sandte er, entweder gereizt durch die gegen ihn ins Werk gesetzten, vor allem von dem Vizepräsidenten Santander ausgehenden Umtriebe, oder vielleicht auch mit kluger Berechnung, am 8. Februar 1827 von Caracas aus dem Kongreß in Bogota die Erklärung zu, „daß er aus Abscheu gegen alle Usurpation seinem Posten entjage.“ Jedenfalls hatte diese entschiedene Erklärung zur Folge, daß Bolivars Partei wieder oben auf kam und der Kongreß die Verschleierung auf die Präsidentschaft nicht annahm, sondern ihn vielmehr bat, nach Bogota auf seinen Posten zurückzukehren. Bolivar schenkte dieser Bitte Gehör und wurde durch eine vom 27. August 1828 datirte neue Konstitution mit denselben Machtbefugnissen ausgestattet, wie Napoleon Bonaparte als erster Konjul. Das erregte neues Mißtrauen, und Santander leitete abermals eine Verschwörung ein, der Bolivar in der Nacht vom 25. zum 26. September des genannten Jahres beinahe zum Opfer gefallen wäre. Mehrere Theilnehmer an der Verschwörung wurden hingerichtet, während Santander und siebzig andere die Strafe der Verbannung traf. Kaum war das vorüber, so erhob sich neuer Widerstand gegen die Herrschaft des so hoch verdienten Mannes; insbesondere sagte ihm die Provinz Venezuela den Gehorsam auf und sprach Ende November 1829

ihre Trennung von der Columbianischen Republik aus. Da Bolivar vor allem daran lag, die Zwietracht unter den einzelnen Staaten nicht weiter wuchern zu lassen, so erklärte er gleich bei der Eröffnung des Kongresses zu Bogota am 20. Januar 1830, daß es nun sein aufrichtiger Wunsch sei, seine Gewalt an einen anderen Präsidenten abzugeben: „die Republik sei verloren, wenn man darauf bestche, ihn wieder zu wählen.“ Seine Anhänger erhoben lebhaftige Einwendungen und der Kongreß sandte Abgeordnete nach Venezuela, um einen Vergleich anzustreben. Die betreffenden Vorschläge wurden aber von Venezuela zurückgewiesen, weshalb Bolivar am 27. April 1830 seine frühere Erklärung wiederholte und Anstalten traf, sich nach Europa einzuschiffen, um dadurch aufzuhören, der Mittelpunkt der streitenden Parteien zu sein. So selbstlos und nur im Interesse des Ganzen verstand er zu handeln. Seine Partei bemühte sich, ihn von seiner Absicht abzubringen. Die Entscheidung traf ein Mächtigerer als er, — am 10. Dezbr. 1830 schon erreichte ihn auf seinem Landstige zu San Pedro der Tod. Die letzten Worte, die er sprach, waren: „Eintracht! Eintracht! sonst wird uns die Hyder der Zwietracht verderben!“ Befanulich ist diese Mahnung ungehört verhallt, wie die fortwährenden Streitigkeiten und politischen Umwälzungen in fast allen südamerikanischen Staaten, welche die Geschichte des laufenden Jahrhunderts erzählt, beweisen. Bolivars Andenken ist aber in Ehren geblieben. Schon gleich nach seiner Amtsniederlegung hatte ihm der Kongreß von Bogota im Namen der Columbianischen Nation deren Dank feierlich dargebracht und ihm ein Jahresgeld von 30 000 Piaßtern (1 Piaßter = 4,33 M.) ausgesetzt; im Jahre 1842 ward auf Beschluß des Kongresses von Neu-Granada die Asche des edlen Befreiers unter großen Feierlichkeiten nach seiner Vaterstadt übergeführt und zu seinem Gedächtniß ein Triumphbogen dajelbst errichtet.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schimpfen und Fluchen.

Schimpfen und Fluchen sind Ausdrücke menschlicher Gemüthsbeziehung, welche heutzutage aus der gesitteten Welt verbannt sind. Aber eine Geschichte des Schimpfens und Fluchens umschließt ein großes Stück der Kulturgeschichte. Die Zeit, in welcher am meisten und am abscheulichsten gesucht wurde, war das fromme Mittelalter. In den darauf folgenden Jahrhunderten halte es kräftig nach und verhallt ist es noch lange nicht. Im Mittelalter studte alles, Mann, Weib und Kind, Hoch und Nieder, Geistlich wie Weltlich. Freilich das Mittelalter konnte sich auf die Bibel berufen, welche ihm manches Vorbild schrecklicher Verfluchungen gegeben. Aus einer Blumenlese führen wir Psalm 137, 9 mit den schredlichen Wünschen an: „Tochter Babel, wohl dem, der deine jungen Knaben nimmt und zerschmettert sie an einem Stein!“ Auch Jeremias steht zu Gott wider seine Mitbürger, die ihn wegen seines Dringens auf Unterwerfung unter Babel für einen Landesverräther hielten, Kap. 18: „So strafe nun ihre Kinder mit Hunger, und laß sie in das Schwert fallen, daß ihre Weiber ohne Kinder und Wittwen seien und ihre Männer zu Tode geschlagen und ihre Mannschaft im Streit durch das Schwert erwürgt werde.“ Man darf jedoch nicht glauben, daß die Priester der Juden allein im Alterthume suchten. Ueberall, wo Priesterkassen bestanden, deren Hauptziel die Erhaltung ihres Einflusses, ihrer Vorrechte war, wurde der Fluch als Waffe gebraucht, um das Volk in Ergebenheit und Gehorsam zu erhalten. Die Verfluchungen der christlichen Kirche sind in der Form eine Nachahmung der jüdischen. Letzteres läßt sich allerdings nicht von einem merkwürdigen historischen Fluche sagen, der von der höchsten Person der christlichen Kirche ausging. Der alte Pauli berichtet ihn in seiner Schrift: „Schimpf und Ernst“ schon vor 300 Jahren. Als im Jahre 1512 die Franzosen bei Ravenna über die sogenannte heilige Liga gesiegt hatten, deren Urheber Papst Julius II. war, rief letzterer unwillig aus, als er die Nachricht erhielt: „Ei nun, Herrgott, so sei französisch in aller Teufel Namen!“ Andererseits aber erklärte die Kirche sich auch gegen das Fluchen, Schwören und Lästern, und dasselbe that die weltliche Macht, aber ohne Erfolg. Mehrere Könige und Prälaten gaben strenge Gesetze dagegen. Philipp August von Frankreich verfügte, daß der angeklagte Flucher den Armen zwanzig Schillinge bezahle oder ins Wasser geworfen werde. Ludwig IX., der Heilige, erweiterte nicht nur diese Bestimmungen, sondern befahl auch, daß sie in allen Städten und in allen Landschaften der Vasallen zur Anwendung kommen sollten. Nach einer Vorschrift des römisch-deutschen Kaisers Richard (13. Jahrh.) mußte jeder, der sich durch Hohn zum Fluchen hinreißen ließ, einen Schilling Strafe bezahlen; im Wiederholungsfall wurde er strenger, ja selbst körperlich geächtet. Noch ernstlicher verfuhr man gegen die, welche Gott, Christum oder die heilige Jungfrau lästerten. In Pavia wurden solche in einen Weidenkorb gesteckt, der an einer langen Stange hing und in die Höhe gehoben und niedergelassen werden konnte wie ein Fischnetz. Der Uebelthäter im Korbe wurde, je nach Maßgabe eines größeren oder geringeren Vergehens, mehr oder weniger oft von der Brücke in den Fluß getaucht. Wir wissen nicht, welchem wir unter den fluchenden Völkern Europa's die Palme geben sollen, neigen uns indessen dazu, den Magyaren diese zweifelhafteste Ehre anzuthun. Ganz gewiß besitzen diese die fürchterlichsten oder besser die abscheulichsten Flüche. Unter den nicht wenig schludenden romanischen Nationen, den Italienern, Franzosen und Spaniern, stehen letztere wohl in erster Reihe, und ihr Fluchen ist nur durch den Umfang ihrer anatomischen,

geographischen, astronomischen und religiösen Kenntnisse beschränkt. „Per vida del demonio, mas sabe Usia que nosotros.“ „Beim Leben des Teufels, Ihre Gnaden weiß mehr als wir,“ ist eine alltägliche Form eines Komplimentes. Der große Fluß von Spanien kann nicht leicht geschrieben noch ausgesprochen werden. In Wirklichkeit bildet er den Grundstoff der Sprache der niederen Klasse. Die spanischen Flüche sind sowohl orientalischen, als christlichen Ursprungs, dabei meist höchst sinnlich und wollüstig. Flüche germanischen Ursprungs finden sich in der im vorigen Jahrhundert veröffentlichten Schrift des Franzosen Brantôme „Serment espagnol“ nicht vor. Zu den größten Fluchern der germanischen Völkergemeinschaft gehören wohl die Holländer. Karl Heizen hat in seiner „Reise nach Batavia“ eine Sammlung holländischer Matrosenflüche gegeben, die in Kraft und Mannichfaltigkeit die höchste Virtuosität erreichen. „Der Holländer“ — sagt Heizen — „kann die Stiefel nicht an- und ausziehen, nicht frühstücken, ehe ihn Gott schon unzählige male verdammt hat. Gott muß ihn verdammen, wenn er seine Frau küßt, sowie wenn er sie prügelt.“ Der Engländer ist, wie sein holländischer Vetter, ein guter Flucher, und Teufel, Hölle und Verdammniß spielen in seinen Flügen die Hauptrolle. Im Fluchen aber hat die höhere Schichte der englischen Gesellschaft eine merkwürdige Umwandlung erfahren. Es ist noch nicht lange her, daß der englische Gentleman einer der größten Flucher der Welt war. Er hieß in Frankreich und Deutschland nur ein „Goddam“. Er schien er auf der Bühne eines kontinentalen Theaters, so hatte er in der Regel fast nichts als „Goddam“ (damn) zu sagen. Wie durch Strafen suchte man auch auf andere Weise dem Fluchen entgegenzuwirken. Im Jahre 1700 bildeten Personen von Rang eine Gesellschaft zur Verbesserung der Sitten in England. Vorlesungen und Predigten wurden zu diesem Zweck veranstaltet. „Dies“ — sagt John Evelyn — „sind bald an zu wirken, was das allgemeine Fluchen und Schwören im Munde des Volkes jeden Ranges betrifft.“ Jedenfalls war aber die Wirkung von kurzer Dauer. Im 18. Jahrhundert wurde noch viel gesucht, wie der Historiker Archenholz zeigt, welcher ein sehr interessantes und wahrheitsgetreues Werk über England geschrieben hat. Der deutsche Reisende Moritz, der 1782 England besuchte und eine Beschreibung der Reise herausgab, befand sich in Oxford in einer Kneipe, genannt The Mitre, in Gesellschaft stark bechernder geistlicher Professoren. Als der Tag herannahte, rief einer von ihnen: „Gott verdamme mich! Ich muß diesen Morgen in der Allerheiligenkirche die Gebete lesen.“ Dieser Ausruf, meint der liebenswürdige Moritz, sei in England sehr ungeschicklich und heiße eigentlich nicht mehr als: o Jemine! Im Grunde hatte der gute Mann recht, da sich der Fluchende beim ersten Ausrufe so wenig dachte als beim letzten. Verschwunden ist das Fluchen noch lange nicht, selbst in den besseren Klassen; aber es hat in hohem Grade abgenommen, und in wirklich gebildeter Gesellschaft ist nur noch selten ein Fluchausdruck zu hören. Wenn man bedenkt, wie früher die Höchsten im Staate suchten, wie selbst die gestrenge Königin Elisabeth von England suchte und ihre Lieblingsflüche hatte, unter andern „'s death!“ (d. h. „God's death“, Gottes Tod), wie bei Shakespeare schredlich gesucht wird, so ist diese Umwandlung jedenfalls erstaunlich. Die meisten der älteren, jetzt veralteten und der modernen Flüche der Engländer sind christlich-religiösen Ursprungs und waren ehemals religiöse Betsuerungen, die im Verlaufe der Zeit entfielen und zu profanen Fluchen wurden. In England waren die Strafen gegen das Fluchen sehr verschiedener Art. Die Strafen des Mittelalters waren oft streng, selbst grausam, doch auch sinnreich, ja komisch, besonders die gegen das Lästern, worauf Schandsteintragen gesetzt war. Eine sehr allgemein übliche Bestrafung war das Anbinden der Flucher an den Hintertheil eines Karrens und durchpeitschen durch den Büttel. Im vorigen Jahrhundert wurden nur Geldstrafen verhängt. Und diese Strafen für das Fluchen bestehen in England gesetzlich heute noch. Aber trotzdem dieselben fast in Vergessenheit gerathen sind, werden sie bisweilen aufgeführt. Ein Richter kann sich nicht weigern, eine Person zu strafen, wenn ein Kläger beweist, daß sie der Strafe verfallen ist. Die Geldstrafe beträgt fünf Schilling für einen Gentleman und zwei Schilling für einen Mann von niederer Stellung. Der Deutsche steht seinen germanischen Vettern durchaus nicht nach. Allerdings hat auch er sich verfeinert, und wenn man die Zahl und Abscheulichkeit alter Flüche betrachtet, die vor zweihundert Jahren noch gebräuchlich waren, so hat er außerordentlich große Fortschritte in diesem Punkte gemacht. Viele der mittelalterlichen Flüche, die wir bei alten Autoren finden und von denen Geiler von Kaisersberg in seiner Schrift „Sünden des Mundes“ Beispiele anführt, lassen sich nicht einmal mehr ansühren. Agricola und Johannes Weier führen arge Klage gegen die Fluchsucht ihrer Landsleute. Die alten Deutschen, gerade wie andere Völker, schrieben den Fluchen und Bervünschungen eine besondere Kraft zu. Die mittelhochdeutschen Dichter sagten: „tiefe fluochen“, „swinde fluochen“, „zornfluoch“. „Ich brach des fluoches herten Kiesel“, deutet die Gewalt des Fluches an. Der nüchtern vernommene Fluß wirkte am heftigsten. Die Wildheit und Stärke des Fluchens wird durch verschiedene derbe Wendungen ausgedrückt. „Er suchte, daß es grausam ward.“ „Er hub ein Gesuch und Schelten an, daß kein Wunder, das Schloß wäre versunken.“ „Fluchen, daß es Steine gegen Himmel sprengt.“ „Er schwur, daß sich der Himmel möchte büden.“ „Fluchen, daß es donnern möchte, fluchen, daß die Balken krachen.“ „Schwören, daß die Kröten hüpfen.“ „Es regnet und schneit alles von Sacramenten und Fluchen.“ „Er suchte dem Teufel ein Bein weg und das linke

Horn vom Kopf.“ „Er flucht ihm die Nase aus dem Gesicht.“ Das sind die kräftigsten Ausprüche mittelalterlicher Verbheit, welche wir Schaub's Schrift „Deutsche Stiche und Hiebwoorte“ entlehnt haben. Wie schon oben angedeutet, war der Fluch eine vielgebrauchte Waffe in der Rüstkammer der Kirche. Die Verwünschungen, die Gott als fluchenden, verderbenden anrufen, sind die feierlichsten und wurden durch die Werke des Wolfram von Eschinbach, Walthar von der Vogelweide u. a. der Nachwelt vermittelt. Wie der Leser aus der Blumenlese der Verwünschungen, die der ersten Blüthezeit der deutschen Literatur angehören, ersieht, geben sie in der Grausamkeit den alttestamentarischen nichts nach. Unter anderen heißt es dort: Daz ez got verwaze (verfluche)! Sô si ich verwäsen vor gotes ougen! Daz in got von himele immer gehoene! Daz dich gotes kraft schende! Got sende an minen leiden (verhassten) man den töt, daz ich von den älvn (Tölpel) werde entbunden (erlöst)! Swer des schuldig si, den velle got und nem im al sin ere! — Nach Gott kommt der Teufel in zahlreichen Flüchten, die uns in alten Gerichtsakten aufbewahrt worden sind, vor. Man schwört bei Teufels Namen und Ehre, man wünscht einen in des Teufels Hand, Geleite, man wünscht den Teufel in Mund, Rachen u. s. w. Auch Thierflüche sind häufig. Der wilde Bär soll einen fragen, die Wölfe sollen ihn fressen oder nagen, die Geier, Raben und anderes Gevögel soll ihm die Augen aushaden. Man wünscht einem den Buß auf den Leib, man verflucht in finstere Wälder, Bäche, tiefe Seen und Meere. — Diese Betrachtung über die Geschichte des Fluchens und Schimpfens gibt uns kein besonders leichtes Bild jener so oft gepriesenen guten, alten Zeiten. Aber unverkennbar zeigt sich auch in solchen Schattenseiten menschlichen Gemüthslebens die elastische Federkraft des Menschengesistes, seine, fast möchte man sagen, geniale Fertigkeit, das Alte in ewig wechselnde neue Formen und Gewänder umzukleiden. J).

Ausstellung der Drechsler und Bildschnitzer Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu Leipzig. I. Am 19. März wurde hier die genannte Ausstellung mit dem üblichen Festakt eröffnet. Sie zerfällt in 7 Gruppen, von denen nach dem Katalog die erste fertige Drechsler- und Bildschnitzerarbeiten in den verschiedensten Materialien mit 228 Nummern, die zweite Bestandtheile zur Verwendung für fertige Arbeiten mit 10 Nummern, die dritte Maschinen, Werkzeuge und Schaufwerkstätten mit 23 Nummern, die vierte Rohprodukte mit 13 Nummern, die fünfte Rohprodukte und Hilfsmaterialien mit 12 Nummern, die sechste Unterrichtsgegenstände mit 17 Nummern und die siebente alte Facharbeiten, d. h. solche aus früheren Jahrhunderten, mit 19 Nummern enthält. Sieht man von der letzten Gruppe ab, so bleiben 303 Nummern resp. Aussteller, gewiß eine geringe Zahl, wenn man das umfangreiche Ausstellungsgebiet in Betracht zieht. Die ungünstigen Geschäftsverhältnisse einerseits und die vielen Provinzialgewerbeausstellungen andererseits kann man wohl als Hauptgrund für diese schwache Theilnahme annehmen. Immerhin ist aber doch die Thatsache, daß man neuerdings trotz der mannichfachen Hindernisse weder Mühe noch Opfer scheut, um den Sinn für die Veredelung des Gewerbes zu fördern, sehr anerkennenswerth. Gelegenheit zum Lernen bietet den Fachgenossen im besondern wie dem Publikum im allgemeinen auch die Ausstellung, welche weniger umfangreich ist und von der hier in Frage kommenden kann man dies mit aller Bestimmtheit behaupten. Dies ist auch für mich die Veranlassung, den Lesern dieser Blätter in möglichster Kürze ein Bild von dem zu geben, was menschliche Geschicklichkeit bei der Herstellung der Produkte geleistet, die in der vor nunmehr einem Jahre zur Aufnahme der allgemeinen Kunstgewerbeausstellung für Sachsen und Thüringen bestimmten Ausstellungshalle auf dem Königsplatze von „Klein-Paris“ täglich der allgemeinen Ansicht und Beurtheilung harren. Um eine spezielle Aufführung aller sich vorfindenden Gegenstände kann es sich dabei schon aus Rücksicht auf den Charakter der „Neuen Welt“ nicht handeln — diese Aufgabe erfüllt die Tagespresse zur Genüge — vielleicht dürfte eine Besprechung der besten Arbeiten nebst einer Kritik der sich auch hier vorfindenden vielen Stil- und Geschmackslosigkeiten vollständig genügen. Leider benützt oder umgibt sich der weitaus größte Theil der Menschen in unserer „aufgeklärten Zeit“ nur allzu oft mit Erzeugnissen des Kunstgewerbes, die man wohl für schön hält, obgleich sie im Grunde nichts weniger als schön sind und oft sogar für weiter nichts als eine gedanken- und sinnlose Spielerei gelten können. Die Förderung des guten Geschmacks sollte man deshalb bei keiner Gelegenheit versäumen. In erster Linie muß aber der Sinn für das Schöne im Produzenten geweckt und verfeinert werden. Unstreitig ist es daher erfreulich, auch auf dieser Ausstellung wahrzunehmen, wie man immermehr zu begreifen anfängt, daß die Erziehung tüchtiger Arbeitskräfte mit die erste Bedingung für die Hebung der Gewerbe ist. Nicht der Stock oder sonstige künstlerische Buchmittel schaffen den tüchtigen Arbeiter, sondern die Gelegenheit, sich in seinem Fache auszubilden, also gute Lehrmittel, befähigte Lehrer, mit einem Wort: der heutigen Kultur entsprechende gewerbliche Bildungsanstalten. Die wiener Drechslergenossenschaft, 1508 Mitglieder (selbständige Meister) mit 6000 Gehäusen und 3500 Lehrlingen zählend, hat dies längst begriffen, wie die Ausstellung ihrer Fachschule zeigt. In dem Bericht über die Entstehung dieses Instituts wird mit vollem Recht angeführt, wie die durch bedeutendere Leistungen des

Auslandes gewachsene Konkurrenz und die gesteigerte Theilung der Arbeit eine vielseitige Ausbildung der Berufsgenossen auf dem alten Wege unmöglich machen und wie den daraus entstehenden nachtheiligen Folgen in erster Linie durch eine gute Erziehung der heranwachsenden Glieder des Berufs in der Fachschule entgegenzuarbeiten werden könne. Aus den Mitteln der Genossenschaft gegründet, durch Schenkungen einzelner Mitglieder und Subventionen des Staates unterstützt, trat die Schule am 4. Oktober 1874 ins Leben und die von ihr ausgestellten Schülerarbeiten zeigen nur zu deutlich, was man durch gemeinschaftliches Schaffen zu erreichen im Stande ist. Bedeutend übertroffen wird diese Anstalt aber von einem Schwesterinstitut: der Großherzoglich badischen Schnitzschule zu Furtwangen. Diese bringt eine große Kollektion von Modellen in Gyps und Wachs, Schnitzereien von Ornamenten und kunstgewerblichen Gegenständen, wie Uhrgehäusen, Uhrschilder, Schmucktästchen, Albumdeckel u. dgl. und eine große Anzahl Freihandzeichnungen nebst einem Heft Formenlehre. Alle genannten Sachen sind mehr oder minder vortrefflich ausgeführt und an der feinen Empfindung, mit welcher beispielweise die Ornamentik behandelt ist, ersieht man die vortreffliche Leitung der Anstalt. Dabei sind die ausgestellten Arbeiten nach der Versicherung der Aussteller von Schülern angefertigt, welche vor dem Besuch der Anstalt sich gar nicht mit der Schnitzerei beschäftigten. Gegründet wurde die Schule 1877 und am 1. Mai desselben Jahres eröffnet. Sie zählt jetzt 12 Schüler und hatte im ganzen bis jetzt 19 Theilnehmer. Der Älteste war bei seinem Eintritt 22, der Jüngste 10 Jahr alt. Leider läßt sich aus dem gegebenen Bericht nicht genau ersehen, von welcher Dauer der längste Kursus war, erst daraus ließe sich noch bestimmter auf die Leistungsfähigkeit der Schule schließen. Die Schüler zahlen ein vom badischen Handelsministerium zu bestimmendes Schulgeld pro Semester — der Betrag ist leider nicht angegeben —, im Unvermögensfalle wird aber auch der Unterricht anentgeltlich erteilt und dem Schüler auch sonst noch Unterstützung zu Theil. Die Kreise Freiburg i. B. und Billingen leisten Beiträge, während die Gemeinde Furtwangen die Lokalitäten stellt und für die Heizung derselben aufzukommen hat. Schüler, welche die Gewerbeschule noch nicht mit gutem Erfolge besucht haben, sind verpflichtet, an dem Unterricht derselben mit Ausschluß des Zeichnens theilzunehmen. Wir können nur wiederholen, daß die Leistungen der Schule vortrefflich sind und allen ähnlichen Anstalten zur Nachahmung dienen können. Fr. Nauert.

Die letzten Grüße.

(Hierzu die Illustration Seite 364—65.)

Horch, Bill, er schießt — wie es lustig knallt,
Wenn dein Herr das Wild erlegt im Wald!
Dich ließ er, du Treuer, zum Schutze mir, —
Wohl loht auch das Feuer der Jagd in dir,
Doch weißt du, was Pflicht ist, und harret bei mir aus,
Gefährte des Jägers und Wächter im Haus.

Nun schießt er aufs neue, — der Büchse Knall,
Erkennen wir beide in jeglichem Fall.
Doch jetzt — knallt's entgegen, — wie Antwort darauf,
Das kam allerwegen aus wildfremdem Lauf!
Was ist's, daß ich bebe!? — Hilf Himmel, ist's wahr?
Dir zittern die Glieder, dir sträubt sich das Haar!

Dann war es ein Unglück — Bill, treuester Hund —
Jetzt such', wo dein Herr ist, und thu' es mir kund.
Wir müssen es wissen, was eben geschehn —
Wir müssen, wir müssen den Theuersten sehn —
So jagten die beiden durch Feld und durch Wald,
Und den, den sie suchten, den fanden sie bald.

Er hatte gar fröhlich gejagt in dem Wald,
Jetzt lag er im Niedgras, die Hände geballt:
Aus klaffender Wunde strömt purpurn das Blut,
O schaurige Stunde, wie traf er ihn gut!
Dort drunten der Wildschütz, der droht' ihm den Tod,
Drum schoß er ihn nieder — er that's in der Noth!

Doch ehe den fällt der Todeschmerz,
Jagt er noch dem Feinde die Kugel ins Herz.
So knallten die Schüsse Schlag auf Schlag,
Die letzten Grüße am letzten Tag.
Des Jägers Hund und des Jägers Weib,
Sie drachen zusammen vor seinem Leib.

Maximilian Dittrich.

Die Knotenschrift. Das merkwürdigste Schriftsystem, das je gebraucht worden ist, ist wohl die Knotenschrift, die am verbreitetsten in der jetzigen südamerikanischen Republik Peru gewesen ist zu den Zeiten, als die Inkas dort herrschten (bis zum 16. Jahrh.). Noch heute aber ist der Gebrauch der geknüpften Schnüre (Quipu) bei den

Hirten der Puna — der kalten Hochebenen in Peru — zu Hause. Die Knoten heißen Quipu — gleichbedeutend mit „knüpfen“. Der berühmte Reisende Tschudi hat in Peru viele solcher Schnüre ausgegraben und sich die Bedeutung der noch jetzt in Gebrauch befindlichen Quipu von den Hirten erklären lassen. Er beschreibt dieselben in folgender Weise: Die Quipu bestehen aus einem Hauptstrang, an den verschiedene Zweige geknüpft sind. Auf den ersten Zweig setzen sie gewöhnlich die Stiere (soll heißen: die Knoten, welche die Zahl der Stiere angeben), auf den zweiten die Kühe, diese theilen sie wieder in solche, die Milch geben, und in Kühe, die nicht gemolken werden, die folgenden Zweige enthalten die Käber nach Art und Geschlecht, dann kommen die Schafe in mehreren Unterabtheilungen, die Zahl der getödteten Fische, die Menge des verbrauchten Salzes und zuletzt das gefallene Vieh. Auf anderen Quipu steht der Ertrag der Herden an Milch, Käse, Wolle u. s. f. Jede Rubrik wird durch eine eigene Farbe oder durch eine in besonderer Weise gedrehte Schnur angezeigt. Auf die nämliche Weise wurden in früheren Zeiten die Kriegsheere gezählt; auf eine Schnur wurden die Soldaten mit Steinschleudern, auf eine andere die mit Speeren, auf eine dritte die Keulenträger mit ihren Ober- und Unteroffizieren gesetzt; ebenso wurden die Schlachtenberichte abgefaßt. Von den Farben galten: roth für Soldaten, gelb für Gold, weiß für Silber, Grün für Getreide. Jeder einfache Knoten bezeichnete zehn, jeder doppelt verschlungene hundert, jeder dreifache tausend; zwei einfache Knoten nebeneinander bedeutete zwanzig. Die Entfernung der Knoten vom Stamme war von größter Wichtigkeit, ebenso die Aufeinanderfolge der einzelnen Zweige, denn die Hauptgegenstände wurden an die ersten Zweige und in die Nähe der Querschnur gesetzt, und so in absteigender Folge. In jeder Stadt waren einige eigens bestimmte Männer, um die Quipu zu knüpfen und zu erklären, sie hießen Knotenbeamte. So ungenügend diese Schrift war, so hatten doch während der Blüthe des Inkareiches die bestellten Schriftsteller eine sehr große Fertigkeit im Entziffern der Knoten, aber es gelang ihnen nur selten, einen Quipu ohne mündlichen Kommentar zu lesen, es mußte immer, wenn er aus einer fernen Provinz kam, beigelegt werden, ob er sich auf Volkszählungen, Tribute, Kriege u. s. w. beziehe. — Als eng verwandt mit diesen Quipu führt Faulmann in seiner „illustrirten Geschichte der Schrift“ die Muschelschnüre der nordamerikanischen Indianer an. Dieselben bestehen aus verschiedenfarbigen und ebenso verschiedendertigen Muschelschalen (Wampum), die in kleine oval gefüllte Stücke gespalten sind, und die an dünne Lederriemen, Draht oder an Faden angereicht wurden. Die Stämme sendeten einander solche Wampumgürtel zu und gaben mittels derselben öffentliche Erklärungen ab, resp. beglaubigten damit die Worte eines Abgesandten. Wie Wuttke in der „Geschichte der Schrift und des Schriftthums“ berichtet, wurden derartig geschliffene und zum Zwecke des Aneinanderreihens durchbohrte Muschelschalen auch in dem urweltlichen Boden Frankreichs aufgefunden, ein Beweis, daß solche Muschelschnüre einst auch in Europa heimisch waren. Nicht unwahrscheinlich, daß der Knoten, den noch heutzutage hier zu Lande der Bauer in sein Taschentuch knüpft, wenn er an irgend einen Gegenstand sich erinnern will, mit den uralten geknüpften Schnüren in irgend einer Verbindung steht. Ähnlich verhält es sich vielleicht noch mit der Entstehung des Wortes „Nichtsnur“.

Sprechsaal für jedermann.

Auch ein „Bauern-Philosoph“. Man möchte vermuthen, daß eine Erscheinung wie Conrad Deubler, dessen wohlgelungene Skizzirung die Nr. 9—12 dieser Zeitschrift brachten, als alleinstehende und einzige in ihrer Art, als Ausnahme zu betrachten ist. Dem ist aber nicht so. Dem Einsender ist in einem Dorfe des Harzes ein Landmann bekannt, welcher mit Deubler in geistiger Beziehung sehr nahe verwandt ist. Derselbe hat durchaus keine Schulbildung genossen, sich aber, von seinem Wissensdrang getrieben, durch Selbstunterricht fast philosophisch durchgebildet. Er ist wie Deubler, Anhänger der monistischen Weltanschauung, die er aus verschiedenen Werken moderner Naturforscher und Philosophen (Hädel, Darwin, Wislizenus) kennen und schätzen gelernt hat. Den Grundsatz Madame de Staëls: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen“, hat er, wie jener, auch zu dem seinigen gemacht; er besitzt einen festen Charakter, fürchtet nichts, erklärt sich die täglichen Erscheinungen aus dem Nothwendigkeitsprinzip, dem „Kampf ums Dasein“, „Zuchtwahl“, kurz, er sucht und findet für alles natürliche Gründe und Ursachen. Es wird zwar von den Bewohnern seines Dorfes mancherlei über ihn und seine Religion gefaselt, weil er die Kirche nicht besucht; aber er wird von ihnen, wie kein zweiter, wegen seiner liebreichen Tugenden, geachtet und geehrt. In seinen landwirthschaftlichen Ein-

richtungen schließt er sich stets, was heute erst wenige Landbewohner thun, den neuesten Forschungen der bezüglichen Wissenschaften an: die Physik und (Agric.)-Chemie betreibt er praktisch in Feld und Haus und steht sich wohl dabei. Dies beweist wiederum, daß „Bauer“ und „Philosophie“ keine so unvereinbaren Begriffe sind. Gerade durch die Vermählung der Theorie mit der Praxis im Leben und Treiben aller Menschen kann sich die Menschheit erst zu wahrhaft segensreichem Wirken emporarbeiten.

Siege Heil.

Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.

Augenschädigung in Kindergärten und Schulen durch enge Halskragen. In einem Vortrage in der medicin.-chirurgischen Gesellschaft des Kantons Zürich tadelte ein Arzt den massenhaften Gebrauch von feinen bemalten und gezeichneten Spielwaren in der Kinderstube, gleichwie das viel zu anhaltende Arbeiten in Elementarschulen und Kindergärten, weil dadurch die Augen der Kinder übermäßig angestrengt und zu dem schädlichen Nahsehen veranlaßt würden. Zeichnen und Stiderei sollte bei kleinen Kindern am liebsten ganz unterjagt werden. — Eine andere Gefahr für die Augen bilden nach den vielfältigen Erfahrungen des hochangesehenen Breslauer Augenarztes Prof. Förster die engen Halskragen, welche durch ihre störende Wirkung auf den Blutkreislauf dauernden Druck in den Augen und gefährliche Entzündungen derselben veranlassen können.

Eine Hauptursache der Lungen- und Bronchitis bildet die fortgesetzte Einathmung von Staub. Nach den statistischen Aufzeichnungen des Prof. Hirth litten von 1000 erkrankten Arbeitern 553 an Lungen- und Bronchitis und von diesen waren 260 dauernd der Einathmung von organischem Staub, 170 der von anorganischem, nur 13 der von Kohlenstaub ausgesetzt gewesen, während 110 von Berufswegen gar nicht Staub zu athmen hatten. Danach zeigt sich die Staubeinathmung im allgemeinen als sehr schädlich, nur die des Kohlenstaubes dürfte der Lunge nicht schädlich sein, wenn nicht gar diejenigen recht haben, welche Kohlenstaubinhalationen als nützlich für die Lungenkranken und schädlich für die Schwindsüchtige halten.

Warmes Wasser umsonst zu haben. Zwei kostenfreie Wärmequellen, welche bis in neueste Zeit gar nicht und auch heute noch nicht zum hundertsten Theile so ausgebeutet werden, wie sie ausgebeutet werden können, sind die Exkremente von Menschen und Thieren und der Rauch des Küchenheuers. Die Exkremente entwickeln bei der Gährung eine so bedeutende Wärme, daß man sie z. B. zum Erhitzen von Wasser zu Bad- und Waschwässern ausgezeichnet zu benutzen vermag. Während des Winters von 78 auf 79 hat man in französischen Kavalleriekasernen mehrfache derartige Versuche gemacht. Man umgab eine Anzahl Glasballons, etwa wie sie zum Transport von Schwefelsäure benutzt werden, auf allen Seiten mit Dünger und ließ nur den Ballonhals frei. Vorher hatte man die Ballons, welche 100 Liter fassen, ganz mit Wasser gefüllt und mittels eines Stöpsels verschlossen, durch den ein mit einem Hahn versehenes Kautschukrohr hindurchgeführt war. 24 Stunden nach der Verhüllung der Ballons mit dem Dünger war die Temperatur des Wassers auf + 28—30 Grad Celsius gestiegen, 4 Stunden später betrug sie 40—45 Grad, nach 3 Tagen 49—50 Grad, nach 4 Tagen 56 Grad, nach 6 Tagen 65—70 Grad Celsius. 12 bis 15 Tage lang lieferte ein und dasselbe Düngerquantum genügende Wärme, dann mußte es durch ein frisches abgelöst werden. Bei dem 31. französischen Dragonerregiment gewann man auf diese Weise täglich 500 Liter Wasser von 40 Grad Celsius. Die Versuche werden in Kavalleriekasernen ausgeführt, weil dort nicht nur viel mehr Dünger produziert wird, sondern auch deswegen, weil die den Haupttheil des Kavalleriekasernendüngers bildenden Pferdeexkremente bei der Gährung mehr Wärme entwickeln, als anderer Dünger. — Nicht minder unbenutzt als die Düngewärme ist bislang gemeinhin die Rauchwärme geblieben. Man bringt unmittelbar in der Esse einen Wasserbehälter an, dessen Inhalt bei Bereitung einer jeden Mahlzeit von der sonst völlig verlorengehenden Rauchwärme derart erhitzt wird, daß er z. B. zu warmen Bädern sehr gut zu gebrauchen ist. Mit Hülfe geeigneter Röhre kann man zu gleicher Zeit auch die Zimmerluft zu angenehmer Wohn- und Badetemperatur erwärmen. Versuche ergaben beim Verbrauch von 20 Kilogr. Kohle ein Bad von 42 Grad Celsius. Man empfiehlt bei Neubauten solche Zimmer, welche sich zu Bade- und Kinderstuben eignen sollen, an der Ofenwand der Küche anzulegen und in diese Wand ein Bassin zur Wassererwärmung einzulassen, welches dann täglich ein- oder mehreremale kostenfrei größere Quantitäten warmen Wassers liefern würde.

Inhalt. Ein verlornener Mann, von Hermann Hirschfeld (Fortsetzung). — Dem Schicksal abgerungen, Novelle von Rudolph v. B. . . . (Fortsetzung). — Betrachtungen über die Gesundheitspflege des Volkes, von Dr. Eduard Reich (V. Bekleidung und Betten). — Zerrfahrten, von L. Rosenberg (Fortsetzung). — Die Republiken Südamerikas in ihrer Vergangenheit und Gegenwart. Historische Skizze von Dr. M. Bogler (Fortsetzung). — Das Schimpfen und Fluchen. — Ausstellung der Drechsler und Bildschnitzer Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu Leipzig. I. — Die letzten Grüße, Gedicht von M. Dittrich (mit Illustration). — Die Knotenschrift. — Sprechsaal für jedermann. — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur.